

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

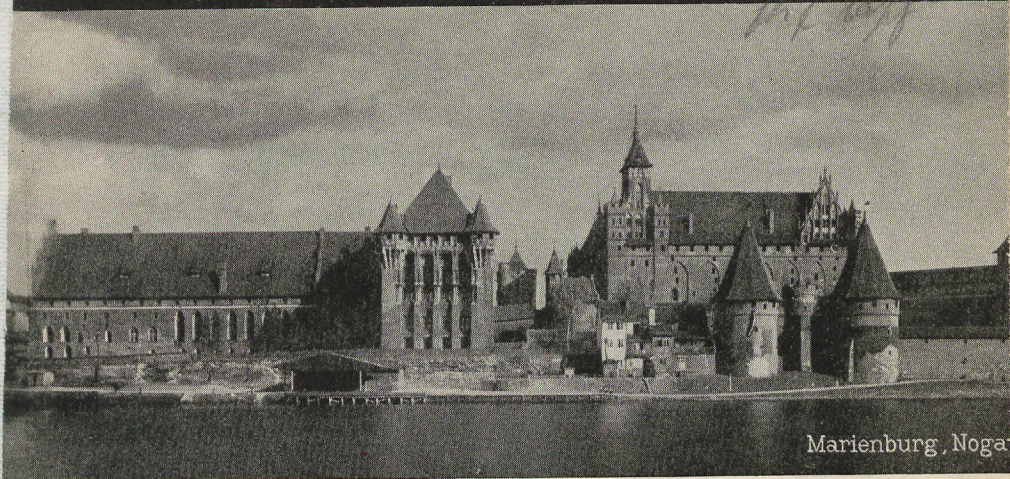
50.360
E 2726 I

60

2a 1f48



Otto Weber-Krohse



Marienburg, Nogat

Ritterorden Preußen und Reich

Eine einfache und doch revolutionäre
Darstellung der Preussischen Geschichte

Schliessen-Bücherei: Geist von Potsdam
SCHLIEFFEN - VERLAG / BERLIN SW.



Otto Weber - Krohse

**Ritterorden
Preußen
und
Reich**

Schlieffen-Bücherei
Geist von Potsdam

Herausgeber: Carl Lange und Ernst Adolf Dreier
in Gemeinschaft mit Graf Wilhelm von Schlieffen

Band 9:

Ritterorden, Preußen und Reich

Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP.
keine Bedenken erhoben

Der Vorsitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS.-Schrifttums. Berlin, den 21. 5. 1935

E 3726 I

Ritterorden, Preußen und Reich

von

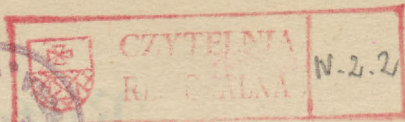
Otto Weber-Krohse



Schlieffen-Verlag, Berlin SW 11

1935: 919

34556



55360

16622

566

Ed 1748



Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks, der Übersetzung in andere Sprachen
und der Verfilmung ausdrücklich vorbehalten!

Copyright by Graf von Schlieffen-Verlag G. m. b. H., Berlin 1935

Druck: Julius Abel, G. m. b. H., Greifswald

Vorwort

Gegen Kritik kann man sich weder schützen
noch wehren. Man muß ihr entgegenhandeln,
und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Goethe.

Diese Aufassungsammlung soll einen weiteren Beitrag zum nationalsozialistischen Geschichtsbild darstellen. Zu jeder neuen Weltanschauung gehört naturgemäß auch ein neues Geschichtsbild. Die Arbeit an diesem Geschichtsbild wird uns Nationalsozialisten, unsere ganze Generation und gewiß auch noch die Generation unserer Kinder auf Jahre und Jahrzehnte hinaus beschäftigen. Der Führer hat in einer seiner letzten Erklärungen davon gesprochen, daß der größte Teil seiner Weltanschauung durch die großartigen Taten unserer Vergangenheit geformt ist. Es gibt keine politische Tradition, die stärker auf unsere neue Anschauung eingewirkt hat, als die entscheidende historische Linie, die über den Ritterorden und Preußen zur Gründung des Deutschen Reiches geführt hat. Alfred Rosenberg hat das in seiner Marienburger Rede, in der er den Ritterorden als das Vorbild der deutschen staatlichen Revolution darstellte, klar und eindeutig ausgesprochen. Geschichte darf weder tendenziös im einseitigen Sinne, noch aus der sogenannten „Objektivität“ und „Neutralität“ gewisser Professoren geschrieben werden, denen der Mut zu Bekenntnissen längst abhanden gekommen ist. Geschichte ist nicht so sehr die Frage eines Wissens, wie die Frage eines Erlebnisses und des Gefühls für die Atmosphäre der historischen Zeitalter. Geschichte ist auch nicht nur die Angelegenheit der sogenannten „Gebildeten“, Geschichte ist vielmehr die Angelegenheit eines ganzen Volkes und vor allem der Mütter dieses Volkes.

Die einleitende Arbeit: „Die Idee des Nord- und Ostraums“ macht den Versuch, das, worauf es bei unserem nationalsozialistischen Geschichtsbilde ankommt, in einer Übersicht deutlich zu machen. Dann beginnt ein in großen Zügen gezeichnetes Geschichtsbild, das von den Anfängen der niederdeutschen Ostkolonisation und von der Gründung des Ritterordens bis zum

Regierungsende Friedrich Wilhelms I. reicht, der das Reich zum erstenmal unberuht deutlich gemacht hat. Das aus dem Alltag entstandene Geschichtsbild dieser Aufsatzsammlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es erhebt nur den Anspruch auf die Echtheit und Ursprünglichkeit seines Erlebnisses.

Königsberg-Juditten, im März 1935.

Otto Weber-Krohse.

Die Idee des Nord- und Ostraums

Wenn ich einen Staat schüfe und Land
gewönne und besiedelte und mache keine
Christen, so hülfe es mir alles nichts.

Friedrich Wilhelm I.

Das tiefste Kennzeichen des Nationalsozialismus ist die Tatsache, daß er Politik zum Erlebnis gestaltet, weil er die Politik nicht nach Konstellationen, sondern auf weltanschaulichem Boden betreibt. Politik und Idee sind für den Nationalsozialismus Synthese. Alle wirklich große Politik war von einer Idee getragen. Machiavell war Diplomat, aber kein Staatsmann. Wohl aber entstand aus dem Verfasser des Antimachiavell der größte Staatsmann der preussischen Geschichte, weil er ausging von einer Idee, der zu dienen ihm dann bisweilen allerdings jedes Mittel recht war.

Idee und Orientierung sind nicht dasselbe, so wenig wie Idee und Ideologie dasselbe sind. Das „Reich“ der Vorkriegszeit orientierte sich abwechselnd nach West und Ost, nach Amerika und Bagdad, zu den Buren und zu dem Gemälde vom yellow peril, aber diese Orientierungen waren, als Summe genommen, die verkörperte Ideenlosigkeit. Das „Reich“ der Nachkriegszeit lebte von Ideologien oder es bildete sich wenigstens ein, daß seine Leitsternphrasen Ideologien wären. Es fabrizierte Schlagworte. „Weimar“, „Nationalisierung“, „vernünftige Politik“, „Locarno“, „Nationalismus durch Notverordnung“, das etwa waren die Ausgeburteten dieser angeblichen Ideologien, die in demselben Augenblick erledigt waren, wo aus dem Nationalsozialismus eine Idee entstand.

Zur Ehre der Ideologie soll aber gesagt sein, daß sie mehr ist als das Schlagwort. Schlagworte brauchen sich gewöhnlich schnell ab. Ideologien haben einen höheren Rang und demzufolge auch ein längeres Lebensalter als Schlagworte. Die deutsche Geschichte ist von einem andauernden Kampf von Ideen mit Ideologien durchsetzt und durchaus nicht immer trugen die Ideen den Sieg davon. Vielfach mündeten sogar die Ideen in Ideologien aus und die Ideologien verblaßten dann ihrerseits wieder im Laufe der Zeiten zu bloßen Phrasen. Gerade weil die Ideologie nicht leicht genommen werden darf, müssen wir dafür sorgen, daß nicht die Idee des Dritten Reiches von den Ideologien des Dritten Reiches überwuchert wird.

Es wäre nicht das erstemal in der deutschen Geschichte, daß das geschieht. Die deutsche Gotik und ihre politisch-ästhetische Form, der deut-

sche Ritterorden, liefen letztlich in Ideologisches aus, wie auch die Renaissance sehr wesentlich eine ideologische Bewegung gewesen ist. Aber während die ideologische Grundstimmung der Übergangszeit von Gotik zu Renaissance sich künstlerisch außerordentlich produktiv auswertete — wir brauchen nur an Grünewald, Dürer, Schongauer, die Holbeins, Peter Vischer, Altdorfer, Lukas Kranach, Baldung und endlich Memling zu denken —, führte sie politisch zur Entförmung. Der Ritterorden, der an der Mogatfront seines Hochschlosses sizilianische Fresken und Säulen anbrachte, der im Innern seiner vier Wände dem überspizten Kult einer falsch verstandenen Blutsaristokratie huldigte, hatte die einfache Idee des Kolonisierens im Dstraum zugunsten einer im falschen Sinne theokratischen Ideologie verwässern lassen. Um die gleiche Zeit brach auch die Hanse in sich zusammen, weil sie aus einem militanten Bund zu einer verfeinerten Interessenuion geworden war.

Von dieser Zeit an haben Ideologien das deutsche Mittelalter gleichermaßen gehoben und erniedrigt, gedemütigt und beherrscht, bis dann in Luther zum ersten Male wieder eine Idee auftrat: die Idee des Einfachen und Einfaszbereiten, die Idee des Ungekünstelten und des Aufrechten und die Idee des Naturhaften und von der Natur her Bekenntnishaften. Wer den Orden sieht, wer ihn als einen Prozeß fortwährender Verjüngung, aber auch fortwährender Vereinfachung und Vergrößerung aus dem Einfachen heraus begreift, der wird sich darüber klar sein, daß die Ergänzung Luthers durch den Königsberger Herzog Albrecht eine naturnotwendige Ergänzung war. Königsberg war damals in der Tat das Wittenberg des Ostens. Zwischen Wittenberg und ihm spannte sich eine Idee, die dem Ideologischen, das sich in der südländischen Renaissance und der ganzen Vielheit ihrer Kunstformen offenbarte, in tiefer Absage gegenüberstand.

Diese Idee war bereits die Vorform Preußens, wie ja auch der Orden Sante Mariae, solange er noch nicht in Ideologien aufging, eine Vorform des Preußischen gewesen war. Diese Idee stand nicht im Osten allein. Sie stand in einem sehr weiten Zusammenhang von Osten und Norden. Sie stand nicht nur im preußischen Raum, sondern auch in den Landschaften Niedersachsens, von denen bereits unter Heinrich dem Löwen die Mutterschaft des Niedersächsischen über das Preußische ihren Ausgang genommen hatte. Sie griff aber von Niedersachsen über Schleswig-Holstein, das hernach von den Gottorpern durch die Jahrhunderte hin enge Beziehungen zu Rußland schlagen sollte, weit in den Norden. Das Preußentum, das bereits unter Albrecht und danach unter

dem großen Kurfürsten (der 1661 die Idee hatte, die preussische und die polnische Krone zu einer Föderation verbinden zu können), als ein fortwährender Veränderungsprozeß deutscher Rassen durch östlichen Bluteinschuß herausgebildet wurde, fand sein Kompens im Norden schlechthin. Es fand ihn im Norden allergrößten Ausmaßes und der reicht von den alten Erbhöfen des Kalenberger Landes über den Bauernadel von Nordhannover und den von Dithmarschen und den von Jütland, bis hinauf nach Skandinavien, wo die Traditionen des Freysgoden Hrafnkel lebendig sind. Dieser Norden ist keine Ideologie, sondern eine Idee. Und das mit ihm um die Ostsee gelagerte und ihm zugehörige Preußen, in dem die Nationalität durch Blutsvermischung und Blutsverjüngung belebt wird, ist ebenfalls keineswegs eine Ideologie, sondern eine Realität. Beide zusammen als Synthese von Preußen und Norden ergeben eine Ostseelinie der Politik, die durch den Nationalsozialismus, in dem das Nordische und das Preussische gleich maßgebend wirksam sind, wieder zur Tatsache geworden ist.

Die Idee, die Albrecht nur vorahnte und die für Georg Wilhelm zu schwer war, ist zeitweise dann auf seinen Gegner Gustav Adolf übergegangen. Wir können heute mit Recht sagen, daß bei dem schwedischen Eingriff gegen die Vorherrschaft der romanitas auf deutschem Boden nicht nur ideelle, sondern auch recht konkrete Gründe wirksam gewesen sind. Aber das ändert nichts daran, daß die Fahnen des blauen Regiments und des Regiments Wachmeister damals fast dieselbe Idee in den Kampf trugen, die etwas über hundert Jahre später mit den Standarten des Regiments der Ansbach-Bayreuth-Drägoner und der Nazmer-Husaren ins Gefecht geritten wurde. Dieselbe Idee, die bei Lützen um so schweres Opfer siegte, siegte auch in der Niederlage von Hochkirch, wo das Regiment Markgraf Karl und das Regiment Forcade sich um ihrerwillen bis zum letzten Mann aufreiben ließen. Dazwischen freilich liegt Fehrbellin und die Auseinandersetzung zwischen Schweden und Preußen, die nicht nur das Leben des Kurfürsten, sondern auch das Leben Friedrich Wilhelms erfüllt hat. Aber diese Auseinandersetzung war notwendig, um die nachherige Gemeinsamkeit um so deutlicher zu machen. Sie war in einem noch viel höheren Maße eine Notwendigkeit, wie zwei Jahrhunderte später Nikolsburg zur Notwendigkeit wurde.

Friedrich Wilhelm I., der eigentlich der erste König von Preußen genannt werden muß, weil er die Krone, die sein romantischer Vater nur ideologisch begriffen hatte, zur Realität und damit zur Idee werden ließ, hat sehr genau um die Notwendigkeit der Ergänzung Preußens mit allem

Nordischen, so in Niedersachsen und so auch in Skandinavien, gewußt. Es war seine Tragik, daß seine ganze königliche Existenz ein Kampf mit beiden war, ein Kampf mit Schweden und ein Streit auch mit Hannover, von dessen Haus er übrigens mindestens ebensoviel Blut in seinen Adern rollen hatte, wie von hohenzollernscher Seite. Zwar ist der Kampf zwischen Friedrich Wilhelm und seinem Todfeind und Schwager Georg II. niemals zum Austrag gekommen, aber in dieser gewaltigen Reibung können wir vielleicht die Erklärung dafür sehen, warum Friedrich Wilhelm in der großen Politik nie zum entscheidenden Zuge kam.

Friedrich Wilhelm ist ebensosehr verkörperte Hingabe an eine Idee wie restlose Absage an alles Ideologische. Ihm liegt jede Romantik in der Politik fern. Er sieht Wirklichkeiten, aber sieht sie in einer ungeheuren Spannweite. Er sieht, vielleicht weniger mit seinem klaren und faltenlosen Verstande als aus der Vorbestimmung seiner sehr glücklichen hohenzollernsch-welfisch-oranischen Blutmischung heraus, den Osten. Er sieht die Aufgabe, die Idee des Ostens. Er handelt danach. Er denkt gar nicht daran, seine Kraft gegen bevölkerungspolitische Naturgesetze zu verbranchen. Es kommt ihm niemals in den Sinn, germanisieren zu wollen. Zu Grumbkow sagte er, er wisse sehr wohl, daß auch die preussischen Slawen sehr nützliche, wendige, anstellige Untertanen und Soldaten sein könnten, wenn man ihnen einen autoritären Begriff an die Hand gäbe. Und das wird dann eine seiner Lebensaufgaben. Seine Idee ist der Staat; der Staat als Kolonisateur, der Staat als absoluter Beherrscher nicht nur des Privateigentums, sondern auch der Privateexistenz. Der Staat als Herr eines absolutest eingeordneten Beamtentums, eines Soldatenwesens, das zur Armee wird, in der bereits der Keiser lernt, daß sein Schwerpunkt nicht in der eigenen Individualität, sondern in der „blauen Disziplin“ zu liegen hat. Der Staat als protestantische Repräsentanz der Herrschaft Gottes auf Erden, der König dieses Staates als erster Diener unter so vielen Dienern und dadurch berufen zum Gegenspieler gegen Rom. Der Staat Friedrich Wilhelms ist Idee, weil er Selbstverständlichkeit ist. An ihm ist nichts Ideologisches, weil praktische Arbeit nicht Ideologie sein kann. Die Ideologien, die zweihundert Jahre später Herr Spengler und Herr Wilhelm Stapel über diesen Staat schreiben werden, liegen ihm fern.

Dieser Staat ist eine Inangabeung größten Ausmaßes und schon dadurch von nahezu vollständiger Totalität. Von ihm aus wird Preußen zur Idee, die nicht nur Ostpreußen und Pommern und die alte Kurmark miteinander zusammenschweißt, sondern die auch aktiv genug werden wird,

um unter Friedrich Wilhelms Sohn Westpreußen und Schlesien dazu zu gewinnen und sich gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Wir wollen nicht die Legenden des Siebenjährigen Krieges beschwören. Wir wollen, wenn wir die Leistungen von Zorndorf und Leuthen, von Bunzelwitz und Torgan, die Leistungen von der Kolonisation des Negebruches und der Erschließung Westpreußens, die Leistungen des Magazinsystems und der Justizreform zusammenfassend betrachten, die Idee respektieren, die diese Leistungen ermöglichte.

Diese Idee setzte das Werk Friedrich Wilhelms fort und übertraf es. Diese Idee war in all ihren täglichen Beziehungen ebenso sehr wie in ihren letzten Schlußfolgerungen absolut unideologisch. Vielleicht hat es in Rheinsberg einst eine Ideologie gegeben, vielleicht kann man sogar sagen, daß der König, der so restlos seiner preussischen Idee hingegeben war, in seinen privaten Mußestunden heimlich einer französischen Kokoko-Ideologie erlag.

Eine preussische Idee war dennoch groß, weil sie nichts abgeschlossenes war. Eine Idee, die in sich vollständig fertig und restlos durchentwickelt wäre, würde zugrunde gehen, weil sie kein inneres Wachstum mehr hat. Wie jede gute Organisation einer fortwährenden Verbesserung bedarf, um nicht rückständig zu werden, so liegt auch die Durchschlagskraft der Idee in ihrem Letztlich-Problematischen beschlossen. Denn jede wirkliche Idee setzt sich in jede wirkliche Persönlichkeit nur durch Dynamik durch.

Deshalb greifen alle die zu kurz, die mit dem professuralen Maßstab von „richtig und unrichtig“ und dem nicht weniger oberlehrerhaften Maßstab von „schuldig und unschuldig“ die Fußtapfen der großen Geschichtsentwicklung durchmessen wollen. Friedrichs und Friedrich Wilhelms Staat umriß die preussische Idee schlechthin in allen ihren Funktionen. Diese Idee fing beim Menschen an, den sie seiner eigenen Eitelkeiten, Wünsche und Begehrlichkeiten entkleidete, indem sie ihm dafür den höheren Stolz gab, Glied einer Kette, Teilbestand eines Organismus zu sein. Diese Idee war in ihren militärischen Funktionen nicht weniger sozialistisch wie in ihren wirtschaftlichen Beziehungen. Und es bedeutet nichts dagegen, wenn die Vokabel des preussischen Sozialismus damals noch nicht lebendig war. Diese Idee erfaßte den Menschen landschaftlich, denn auch darin hat das Preussische mit dem Nordischen eine Gemeinsamkeit: sie gehen beide vom Boden aus. Die preussische Fläche, mit Kiefern bestanden und mit dem Gesetz des dünnen und kargen Bodens belastet, der noch zu allen Zeiten die besten und härtesten und biegsamsten Menschen (Menschen wie Degenklingen) geschaffen hat, — diese Kiefern und dazu der Roggen, der

Perkuser Roggen als pflanzliche Verkörperung des preussischen Gedankens, sie sind auch das Symbol der preussischen Politik. Diese Riefen, dieser Roggen und die Weite dieser Flächen wandten das Preussische in den Osten. Der Osten im weitesten Ausmaß wurde damit zum preussischen Gesetz, vor allem auch in außenpolitischer Hinsicht.

Aber dieses Gesetz konnte nur wirksam und tragfähig sein, solange die niedersächsische Mutterschaft über die preussische Werdung und solange das nordische Kompens zur preussischen Dynamik erhalten blieb. Das war zu Zeiten Heinrichs des Löwen so gewesen und zu Zeiten des Zusammenflangs von Orden und Hanse. Das war auch zu Zeiten Luthers eingetreten und zu Zeiten König Friedrichs, der den Siebenjährigen Krieg nicht durchgehalten hätte, wenn auch der nordische Raum wider seine Natur auf die Seite Habsburgs, der Romanitas-Mächte und des westlich infizierten Russlands der nachpetrinischen Zeit gegangen wäre.

Erst als dieses Gesetz während des 19. Jahrhunderts überwuchert und undeutlich gemacht wurde, kam Preußen in die Defensive. Bismarcks Genialität hat an der preussischen Idee höchste Segnungen und größte Schädigungen vollbracht. Die höchste Vervollendung bekam Preußen durch ihn von der Außenpolitik her. Die Entscheidung von 1866 stabilisierte das friderizianische Prinzip der Überwindung Wiens und Roms durch Wien für alle Zeiten. Seit 1866 ist die preussische Idee als Idee des Antirömischen zur ewigen Realität geworden. Aber auch die Idee von Nikolsburg, die eine Idee von Verständigung auf der Basis absoluter Behauptung beider Partner in ihren zugehörigen Räumen und Richtungen ist, wurde zur Realität.

Das verdient festgehalten zu werden, weil die falschen Ansätze im Kulturkampf dieses Prinzip schon zur Bismarckschen Zeit undeutlich gemacht und es den Ideologien gewisser Pastoren preisgegeben haben. Es verdient ferner festgehalten zu werden, weil dieses Jahr 1866 zugleich einen Schlußpunkt unter die Idealisierung des Preussischen im Zeitalter der Romantik gesetzt hatte und weil es aufräumte mit den trüben falsch-preussischen Träumen der Stahl und Gerlach und vor allem Radowizens. Es verdient aber auch festgehalten zu werden, daß die unglückselige Wendung der schleswig-holsteinischen und hannoverschen Einverleibungen das Nordische und das Preussische in einen Gegensatz geführt haben, von dem Preußen sich erst im Jahre 1933 wieder erholen sollte. Ohne diesen Gegensatz, dessen ganze Tragik uns niemand so untendenzlos und plastisch verständlich gemacht hat wie der Rembrandtsche Julius Langbehn, wäre Preußen niemals so vollständig an den Wirtschaftsgeist der Gründerjahre

und alles das, was er an Liberalismus, Marxismus und Freimaurerromantik im Gefolge hatte, ausgeliefert worden.

Ohne diesen Gegensatz hätte das Preussentum der Jahrhundertwende auch niemals die falsche Front der alldeutschen Ideologie nehmen können. Diese Alldeutsche Bewegung, voll Idealismus, aber ohne jede Nüchternheit, ist der Grund für die Diskreditierung des Preussischen in der Welt gewesen, mit der sich noch heute der Nationalsozialismus auseinanderzusetzen hat. Eine politische Idee, die ihre räumlichen und landschaftlichen Maßstäbe und das Gefühl für ihre Sendung, ihre Möglichkeiten und ihre Voraussetzungen verliert, entzifert in jedem Falle von der Idee zur Ideologie.

Die rationalistische Welle des kaufmännischen „Zeitalters“ der Jahrhundertwende trug begeistert und gedankenlos ein Nationalitätenprinzip auf ihren Schultern, das, — in dieser Form — seinen Ausgang im Paris von 1789 genommen hatte. Es kam eine falsche Romantik vom Deutschtum auf. Das Deutschtum wurde als grenzenlose Überlegenheit gegenüber allen anderen Kulturen der Welt empfunden. Denn, daß wir es nicht vergessen: dieses „überlegene“ und arrogante Deutschtum war zugleich sehr wesentlich eine Angelegenheit der besseren Stände. Während alle wirkliche Rasse sich immer dynamisch von unten nach oben und vom engeren in den weiteren Raum entwickelt hatte, wurde die falsche Nationalitätenüberheblichkeit auch politisch zu einer gesellschaftlichen Modeangelegenheit. Was Wunder, daß diese Ideologie auch das Gefühl für räumliche Zusammenhänge in der Welt verlor und das Deutsche als Anspruch proklamierte, als unsündigten Anspruch auf slawische, baltische und kongresspolnische und südöstliche Gebiete, als Anspruch ohne Idee. Während Preußen groß geworden war, indem germanische, aus dem niedersächsischen Raum vorstoßende Bewegungskraft und wendische Leidenschaft sich zu einem preussischen Schlage mit nordischer Aktivität vereinten, verbürgerlichte nun das Germanische im Alldeutschen und das Preussische im Reaktionären.

Diese Ideologie eines im falschen Sinne herrschaftlichen Germanismus blieb den tragenden Schichten des deutschen Volkes, und das sind immer noch Arbeiterschaft und Bauerntum, vollständig fern. Gegen diese ideologische Verklasterung und Verwässerung stand bereits vor dem Weltkriege eine junge Generation auf. In Deutschland waren es neben der Pfadfinderjugend die Worpssweder, Thoma, darüber hinaus der gesamte Münchener Kreis und schließlich im Norden Hermann Löns. In Schleswig-Holstein besann man sich zu dieser Zeit bereits wieder auf Hebbel und

Storm, auf Langbehn, Dahlmann und Uwe Jens Lornsen. Von Skandinavien her aber kam über Ibsen, Björnson, Selma Lagerlöff, Sigrid Undset, Heidenstam und vor allem Hamsun die große Reaktion der nordischen Bodenständigkeit gegen das ideologische und irregeleitete Deutschtum der Vorkriegszeit auf. Aus Preußen kamen Kleist und Schlieffen und Moeller van den Bruck.

Dennoch bedurfte es erst eines großen und verlorenen Krieges, um zwischen Norden, Preußen und Deutschland wieder eine verbindende Idee sichtbar zu machen. Der Krieg weitete sich dabei zur heroischen Idee des verlorenen Krieges. Aus der Idee des verlorenen Krieges aber formten die besten und wahrhaftigsten Deutschen, die damals aus dem kleinen Kreis um Adolf Hitler das kulturelle Erlebnis des gereinigten und geläuterten deutschen Gedankens ins Politische weiteten, die Idee des nationalen Sozialismus. Diese Idee war begründet auf dem alten deutschen Zusammenklang von Blut und Boden, aber sie war dank der Strenge, mit der Adolf Hitler sie formte, gegen die Ideologie gefeit, die möglicherweise daraus entwickelt werden konnte. Denn diese Idee bezog sich zwar auf das Nordische, aber sie faßte dieses Nordische nicht als Begrenzung, sondern als treibendes Ferment und als Samenkorn für die Verjüngung der deutschen Rasse in ihrem gegebenen Raume auf. Und diese Idee bezog sich auf Preußen, auf den preußischen Sozialismus und die friderizianische Tradition und auf die große Aufgabe der preußischen Rasse, die in der Verjüngung und Aktivierung alten und uralten deutschen Blutes gelegen hatte.

An die Stelle der Ideologie von der abstrakten Nationalität setzte Adolf Hitler seinen Leitsatz: „Wir wollen die Vielfalt der verschiedensten rassischen Gegebenheiten im gesamtdeutschen Raume anerkennen“ und stellte damit die große Idee und Realität östlicher Kolonisation wieder in den Mittelpunkt seiner Politik.

An die Stelle der Ideologie des Alldeutschen, das uns soviel Mißverständnisse in der Welt eingebracht hatte, stellte Hitler seinen fundamentalen Satz „wir wollen nicht germanisieren“ und machte damit die Idee des Nordens zur Aufgabe einer Führung und Läuterung, die sehr viel mehr ist, als Verdrängung und Rivalität im hasartistischen Sinne es gewesen waren.

Während der Nationalsozialismus mit dem Tage von Potsdam und mit den Worten des Führers, der „vom Grabe des allergrößten Königs“ sprach, Preußen und seine friderizianische Idee wieder wachrief, erweckte er auf dem Weser-Erntefesttag von Bückeburg mit dem rassischen Ge-

denken nordischen Bauerntums zugleich auch wieder die niedersächsischen Idee, die nun gleichfalls in die große und universelle Bewegung des Nationalsozialismus eingeschaltet wurde. Wie Preußen aber ein Anfang ist, der von den Sandflächen und Föhrenforsten der Uckermark an weit hinaus in die außenpolitischen Räume des nahen Ostens wirkt, so ist andererseits auch der niedersächsische Raum eine Idee, die außenpolitisch überall da lebendig wird, wo das Nordische steht. Von dieser starken Tragfläche aus gingen nun auch ganz neue Fühlungenahmen des jungen Reiches in die angelsächsische und skandinavische Welt. Wer sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigt, versteht, wie der Nationalsozialismus das Gedankengut eines Paul de Lagarde, eines Julius Langbehn, eines Houston Stewart Chamberlain und eines Moeller van den Bruck in sich zusammenfassen und vereinen konnte. Wer sich diese Zusammenhänge vergegenwärtigt, versteht auch letztlich den tiefen Sinn, der darin liegt, daß der oberdeutsche Bauernsohn Adolf Hitler sich mit den Kräften Preußens und des nordisch-niedersächsischen Raumes in der Tiefe einer sozialistischen Idee begegnen konnte, die durch Bodenständigkeit gegen ideologische Verwässerung gefeit ist.

Was hat es demgegenüber zu bedeuten, daß noch hin und wieder die Ideologen in einzelnen Städten „aufstehen“? Was hat es zu bedeuten, wenn gewisse Berliner Intellektuelle noch immer ihre City über die Landschaft setzen? Was hat es zu bedeuten, wenn im Osten einige zwanzig junge Leute so tun, als ob Rußland ihnen wichtiger sei als ihr eigenes deutsches Vaterland und dadurch gelegentlich unerhebliche Mißverständnisse in das sachliche deutsch-russische Verhältnis bringen? Was hat es zu bedeuten, wenn manche Schwärmer aus einer überspizten Rassenideologie heraus alles das, was keine blauen Augen und blonden Haare hat, am liebsten als undeutsch ansehen? Was können schließlich Moeller van den Bruck, Julius Langbehn und Houston Stewart Chamberlain dafür, wenn sie sich von ihren Gräbern aus gegen gewisse Verballhornungen ihres Gedankengutes nicht wehren können?

Wir wissen, daß mit dem Wort „preussisch“, mit dem Wort „nordisch“, mit dem Wort „sozialistisch“ wie mit dem Wort „nationalsozialistisch“ sparsam umgegangen werden muß.

Wir sehen unsere Idee so stark als Realität, daß wir auch alles das, was aus der deutschen Mystik zu uns herüberweht, heute politisch fruchtbar machen können. Friedrich Nietzsche, dieser großartige Gegenspieler des Mystischen, der um die Jahrhundertwende noch als outsider galt, wird

durch den Nationalsozialismus, wie wir ihn nun durch Politik erleben, wiederum zum Mittelpunkt des deutschen Geistesgeschehens.

Geschichte vollzieht sich im Unberechenbaren. Wir wissen nicht, welchen Weg unsere sozialistische, preussische, nordische, deutsche Entwicklung geht. Wir können nur für die Idee leben, indem wir das Handeln über das Kombinieren und die Tat über den Traum und bloßen Gedanken stellen. Wir können auch an der Idee verbrennen. Wir können in ihr aufgehen ohne Rücksicht auf gute oder böse Ereignisse, die von außen her auf sie einwirken können. Aber wir haben es in unserer Hand, durch Gefolgschaft zu Adolf Hitler dafür zu sorgen, daß auch ein Niedergang uns nicht als Ideologen, sondern als Ideenträger trifft, die zu einem Letzten entschlossen sind. Auch die unberechenbarste Geschichtsentwicklung wird, wenn wir wollen und nach dem Willen handeln, von uns den Nachfahren verkünden, daß der deutsche Nationalsozialismus als Idee geworden und gewachsen ist, indem er sich revolutionär und radikal von Ideologien los sagte, deren Reiz zwar ihre Farbigkeit ist, deren Wesenskern aber unfruchtbar bleibt. Aus der Absage an Ideologische ist Preußen entstanden. Aus der Realität, die sich aus Glauben fundierte, wuchs das Nordische auf. Der Nationalsozialismus allein wird sie beide in sich schließen, überhöhen und dynamisch wirksam machen, wenn wir glauben und aus Glauben handeln.

Die Außenpolitik des Deutschen Ritterordens

Politik ist keine logische und keine exakte Wissenschaft. Politik ist die Fähigkeit, in jedem wechselnden Moment der Situation das am wenigsten Schädliche oder das Zweckmäßigste zu wählen.
Fürst Bismarck.

Als Ende des zwölften Jahrhunderts Lübecker und Bremer Kaufleute in Altkon ihr Spital gründeten, da entstand zum erstenmal eine Bindung unter den größten Gegensätzlichkeiten Europas, zwischen Ostsee und Mittelmeer. Bald danach kam in die damals schon mehr als hundert Jahre alte Wanderung nach Osten, die im frühen elften Jahrhundert in Flandern begonnen hatte, ein neuer Zug. Alles was Heinrich der Löwe vorbereitet hatte, wurde nun durch den mächtigen Bischof Adalbert von Bremen erweitert und ins Außenpolitische überseht. 1201 wird Riga gegründet, in dessen Wappen sich Lübeck und Bremen vereinen. Sechs Jahre später wird Adalbert mit Livland belehnt. Zugleich aber hat Waldemar der Große von Dänemark, Gegner und mächtigster Zeitgenosse Heinrichs des Löwen, nach dem Sturz des Welfen sich an der Ostsee ausgedehnt. So steht der Ostseekreis in voller Bewegung, als der in Altkon ursprünglich nur zur Barmherzigkeit gegründete Orden den Plan faßt, an die Weichsel zu gehen.

Mancherlei war vorangegangen. Noch anno 1214 hatte Kaiser Friedrich II., der große Sizilianer, alle Länder östlich der Elbe dem Dänen bewilligt. Inzwischen hatte der Orden, dessen Mittelmeerbasis zu schmal geworden war, sich nach Siebenbürgen gewandt, und wenn nicht das ungarische Unternehmen eine große Enttäuschung gewesen wäre, so möchte der Hochmeister Hermann von Salza kaum dem Ruf des Herzogs von Masovien gefolgt sein, der den Orden aufforderte, die Pruzzenlandschaft dem Christentum zu erobern und ihm dafür das Kulmerland als eigen geben wollte. Hochmeister Hermann von Salza, der selbst zu seinen Lebzeiten den preussischen Raum niemals betreten hat, war zu klug, um ein solches Angebot ohne diplomatische und strategische Sicherungen anzunehmen. Er übersah von vornherein, daß die Aufgabe in Preußen auf die Dauer nur von der Ostsee her gelöst werden konnte. Ihm als engem außenpolitischen Mitarbeiter des Kaisers kam es vor allem darauf an, die Charta von 1214 auszuweihen und Dänemark soweit wie möglich aus Norddeutschland herauszudrängen. Gerade um die Zeit, wo der Ruf des masovischen Herzogs an den Orden erging, hatten sich in Niedersachsen die

ersten deutlichen Merkmale einer Aufstandsbewegung gegen die dänische Gewaltherrschaft gezeigt. Im Mai 1223 nahm Graf Heinrich von Schwerin den dänischen König mitten im Frieden gewaltsam gefangen. In dieser Lage setzte Salza beim Kaiser alles durch, was er wollte. Es kam zunächst zu einem Vertrag des Reiches mit Waldemar, wobei Holstein, Mecklenburg und Lübeck zu Reichslehen erklärt wurden. Bald danach versuchte der König von Dänemark, diese Abkommen zu brechen, und wurde dann von den Holsteinern bei Bornhöved im Jahre 1227 vernichtend geschlagen.

Zwischen dieser schweren dänischen Schlappe und dem Aufkommen des Ordens besteht ein organischer Zusammenhang. Schon auf den Vertrag mit Waldemar hin hatte Hermann von Salza dem Kaiser vorgeschlagen, Lübeck zum Kernstück des Hinterlandes für seine Ordensgründung zu machen und es zur reichsfreien Stadt zu erheben, was denn auch 1226 geschah. Zugleich sicherte sich der Hochmeister damit die Seeverbindungen für seine neue Ordensgründung. Den dritten Nagel schlug er in Magdeburg ein, das zur Zentrale des Nachschubs, wenn dieser strategische Ausbruch erlaubt ist, gemacht wurde. Erst als diese Voraussetzungen außenpolitischer Natur erfüllt waren, ließ der Hochmeister seinen großartigen niederdeutschen Landmeister Hermann Balk die Reise nach dem Weichselland antreten. Nun folgen die historischen Städtegründungen förmlich Schlag auf Schlag: 1231 Thorn, unmittelbar danach Kulm, 1233 Marienwerder. Der Orden stand vom ersten Tage auf den Schultern des Reiches. Genau so, wie er später am inneren Zerfall des Deutschen Reiches zugrunde ging, genau so wie heute wiederum Ostpreußen ohne den Schutz des Reiches aufgeworfen wäre, so ist auch die Geburt des Ordensstaates nur von der Patenschaft des Reiches her verständlich. Und hier zeigt sich die außenpolitische Genialität Salzas in ihrer vollen Größe. Aus Magdeburg, wo der Orden schon seit seiner Gründung mit einer Mission vertreten gewesen war, kam Burggraf Burchard mit vielen mitteldeutschen Rittern und einem guten Heer zu Hilfe. Vor allem aber war es dem Hochmeister gelungen, von Unbeginn an eine föderative, über das rein Kirchliche weit hinausdenkende Politik im Nahen Osten selbst zu treiben. Die Piastenherzöge von Masowien, Kujawien, Großpolen, Breslau und Krakau hatten sich verpflichten müssen, den Zug gegen die Heidenpreußen mitzumachen, und so erschienen sie denn auch bei Marienwerder. Bald danach wurde dank dieser guten außenpolitischen Vorbereitung der erste Sieg über die Pomesanier am Drausensee errungen.

Wieder verstärkte der Hochmeister den Kontakt zum Reich. Hein-

rich von Meissen unternahm von seiner alten Ostgrenzresidenz aus im Jahre 1236 einen Feldzug ins Ordensland und von da gegen die Pruzzen. Lübeckische und Meißener Bürger gründeten Elbing, bald danach Balga. Der niederdeutsche Welfenherzog Otto von Braunschweig erschien ebenfalls mit einem Heer im Ordensland und eroberte Ratangen und Barten. Immer enger wurde der Kontakt ins Reich. Nun wurde Magdeburg förmlich zum Oberhof für die Stadtrechte aller Ordensgründungen erklärt; bald trat auch der Thüringer Landgraf dem Orden bei, der damit zugleich die Wartburgkultur als Tradition übernahm. Marburg wurde zur großen Rückverbindung des Ordens nach Westen und Süden hin. So war denn binnen eines Jahrzehnts dank der außenpolitischen Klarheit des Hochmeisters der Grundriß gelegt.

Und schon griff der Hochmeister, der es so meisterhaft verstand, den zweiten Schritt immer erst dann zu tun, wenn der erste gesichert war, über den Rahmen der bisherigen Politik hinaus in die Zusammenhänge der baltischen Küste ein. Der livländische Schwertbrüderorden, der dort oben schon ein Menschenalter länger saß als die Deutschritter im Weichselland, war nach seiner Niederlage bei Saule in große Schwierigkeiten geraten, die Hermann von Salza dadurch zu lösen verstand, daß er beide Orden miteinander vereinte. Das hatte seine großen diplomatischen Schwierigkeiten. Der Bischof von Riga hatte in seinem Gebiet kirchliche Hoheitsrechte über den Ritterorden, die im preußischen Kolonisationsstaat den Deutschrittern selbst zustanden. So bestand die große Gefahr, daß hier ein Präzedenzfall geschaffen wurde, ganz abgesehen davon, daß die Rigenser das ihre taten, um ihre alte Autonomie auch weiterhin zu behaupten. Der Hochmeister wußte, wie gefährlich es ist, wenn eine Außenpolitik in die Gefahr gerät, sich an ihren Zielen zu übernehmen. Er wußte, daß man Außenpolitik als Kunst des Möglichen zu treiben hat. So erkannte er denn auch aus der Ferne, wie kritisch sich ein Eingreifen Dänemarks in diesen Zusammenhängen auswirken konnte, verzichtete zunächst auf Reval und schloß mit Dänemark förmlichen Frieden.

In seinen letzten Lebensjahren hat er versucht, im Interesse seines Ordens den Gegensatz zwischen Kaiser und Papst nach Möglichkeit zu schlichten. Vergeblich. Denn an demselben Tage, an dem der große Staatsmann im Jahre 1239 starb, wurde Kaiser Friedrich II., der sich in Salerno am Sterbelager des Hochmeisters eingefunden hatte, mit dem päpstlichen Bann belegt. Die Folgen für den Orden traten denn auch unmittelbar in Erscheinung, als der preußische Bischof Christian versuchte, sich dieselben Rechte über die Deutschritter anzumaßen, wie sein Kollege in

Riga sie besaß. Seither ist der Gegensatz zwischen Orden und Kurie durch die Jahrhunderte hin latent geblieben, vom Orden her sollte sich diese Spannung noch nach Jahrhunderten auf Preußen vererben und von Preußen her auf uns. Wo immer der Orden in Gefahr kam, stand die römische Kirche dahinter, die wohl befürchtete, daß die Idee eines selbständigen nordischen Patriarchats, wie Albalbert von Bremen sie gehabt hatte, hier eine neue Geltung bekam und die auch ahnte, daß das Römisch-Katholische und der wahre Geist des Ostens und der Ostsee auf die Dauer untrennbare Gegensätze sind.

Mit anscheinender Unterstützung seitens dieser Kreise griff anläßlich des großen Mongoleneinbruchs, der 1241 ganz Südostdeutschland überrannte und in nicht minder geschickter Ausnutzung der Niederlage, die der litländische Ordenszweig am Peipussee erhalten hatte, Herzog Swantepolk von Pommerellen den Orden an. Der Angriff löste einen gewaltigen Aufstand der Prußen aus. Nur die Seefestungen und die großen Weichselburgen, Elbing, Kulm, Rheden und Thorn wurden gehalten. Swantepolk, der klug genug gewesen war, um vorher zum Christentum überzutreten und damit dem Orden die Möglichkeit päpstlicher Hilfe zu nehmen, verwüstete die Landschaft weit und breit. Und der Orden wäre vernichtet gewesen, wenn nicht sein untrüglicher politischer Instinkt, um den wir ihn heute noch beneiden könnten, ihm gesagt hätte, daß die intakte Erhaltung des Weichselkammes und des Stromes selbst den Grundriß seiner gesamten Machtstellung im Osten bildete. Von damals an bis hin zum zweiten Thorner Frieden ist der Kampf um die Weichsel immer das Kernproblem der Außenpolitik des Deutschen Ritterordens geblieben, und auch dieser gute Grundsatz hat sich vom Orden ausgehend hernach weiter zureichend durch die Geschichte vererbt.

Es ist außerordentlich interessant, daß der Orden in jenem Kampf um seine Existenz seine Bundesgenossen sich wiederum auf slawischer Seite holen konnte, nämlich bei den Piasten von Krakau, Masowien und Kujawien, die allesamt nicht an einer Erweiterung der Swantepolk'schen Machtstellung interessiert waren. Hier tritt der Orden zum erstenmal deutlich als Führer der föderativen Kräfte des Nahen Ostens in Erscheinung. Mit Hilfe seiner so gewonnenen Bundesgenossen, zu denen die geschickte Diplomatie der Ritter bald auch noch die Brüder Swantepolks gewann, gelang es ihm, die entscheidende strategische Stellung von Gartzowitz an der Weichsel zu erobern und 1249 den Christburger Frieden zu schließen. Seither wird es noch deutlicher,

daß der Orden nicht germanisieren will. Denn aus außenpolitischen Gründen wird fortan jeder Clawe, der zum Christentum übertritt, in den „besonderen Schutz“ des Ordens genommen.

Nachdem der durchtriebene Versuch, den Orden zu stürzen, mißlungen ist, nähert sich ihm die Kurie wieder. Durch den Legat von Modena versucht sie den Hochmeister von Wüllersleben zu gewinnen. Da dabei eine Stärkung der Ordensmacht gegen den rigenser Bischof zu erwarten ist, gehen Wüllersleben und sein Nachfolger Hohenlohe auf diese taktische Politik vorübergehend ein. Unterdessen sieht sich die Außenpolitik des Ordens allerdings nach neuen, zuverlässigeren Bundesgenossen um: und findet sie in der Mark, wo die Askaniern regieren und darüber hinaus im böhmischen Raum. Die Askaniern, die ein deutscher Historiker so treffend als „eine Reihe von Bahnbrechern“ gekennzeichnet hat, haben in der Mark in ihrer von Albrecht dem Bären bis zu Waldemar reichenden Geschichte eine ähnliche durch zwei Jahrhunderte bedeutsame und zugleich ewige Rolle übernommen, wie die Hochmeister in Preußen. Wenn diese beiden Kräftepole sich jetzt auch politisch begegnen und ergänzen konnten, so erfüllte sich damit doch nur ein natürliches Gesetz.

Durch die politische Annäherung der Hochmeister mit den Askaniern wurde das dazwischenliegende Korridorslawentum in Schach gehalten; zumal die Kaschuben, die bekanntlich Clawen, aber keineswegs Polen sind, wurden mehr oder weniger abgeriegelt. Noch deutlicher war der außenpolitische Grundton in den Abmachungen des Hochmeisters mit König Ottokar von Böhmen. Der böhmische Raum, einer der ältesten und fruchtbarsten in der deutschen Geschichte, hat heute leider nicht die Bedeutung, die ihm historisch wie geopolitisch an sich zukommt. Dieses wunderbare Land, von dem Goethe gesagt hat, daß es „wahrhaft mittelländisch, von Bergen umgeben, durchaus den Charakter der Unmitteilung nach außen getragen hat“, ist dennoch imstande gewesen, Kulturen zu vermitteln und zugleich Reichsmittelpunkt zu sein, wie außer Niedersachsen wohl kaum ein zweites Land. Ein deutscher Forscher hat mit Recht darauf hingewiesen, daß schon die Bronzezeit das zinnreiche Erzgebirge als Mittelpunkt hatte, und daß seither das Reich sich immer und immer in diesem religiösen Raume spiegelte. Indem nun der religiöse Orden seine Kräfte aus diesem Raume empfing, wurde er selbst um so stärker zum Ostseeraum. Die Mark, Böhmen und Preußen waren zusammen imstande, das Gesetz des Reiches zu bestimmen.

Zunächst haben König Ottokar (nach dem übrigens das 1255 gegründete Königsberg seinen Namen führt) und die Askaniern dem Orden

geholfen, außer Königsberg auch Wehlau und Labiau zu gründen und damit die Unterwerfung des Samlandes zu vollenden. Vollends, als nun auch noch die Verträge mit Lübeck erweitert wurden und die Unterstützung der Osterlinge Lübecks dazu führte, daß Memel als Brücke zum litländischen Ordenszweig gegründet werden konnte, da hatte das Zusammenwirken von Schwert und Diplomatie, von Bauernkolonisation und Weltpolitik in einem einzigen Menschenalter einen Raum erschlossen, durchorganisiert und politisch beseelt, wie es im damaligen Reich keinen zweiten gab. Der wesentlich durch seine beispiellose Erfassung außenpolitischer, raumbedingter Geseze so rasch gewachsene Orden stand damals, 1260, auf der ersten Höhenstufe wirklicher Macht, er war aus wahrer Politik zum Vorposten des Reiches geworden. Der Weg von Venetien nach Balga, oder, um es genau zu sagen, von Alkon nach Memel hatte seine erste Erfüllung gefunden.

Unmöglich konnte der Papst ruhig zusehen, wie sich hier eine selbständige Macht heranschälte, die eines Tages am Ende noch imstande war, der römischen Heiligkeit zu widersprechen oder das Reich über den Stuhl Petri zu setzen. Der ordensfeindliche Papst Innocenz IV. hatte erkannt, daß die Samaiten, die zwischen dem litländischen und deutsch-ritterlichen Ordensbesitz noch unerschlossen lagen, ein Instrument zur Einmischung waren, wie sich kein zweites besser finden ließ. So nahm er den Litauerfürsten Mindowe unter seinen frommen Schutz und als bald danach der Orden bei Durben in Kurland unterlag, da brach zum zweitenmal ein furchtbarer, vom Herrn der Christenheit lange Zeit geduldeter Aufstand los. Bis auf Balga, Königsberg, Wehlau und Christburg verlor der Hochmeister alle seine festen Schlösser, von denen die Zerstörung Marienwerders ihn am schwersten traf. Aber wieder war der Hochmeister von Sangerhausen imstande, durch seine außenpolitischen Beziehungen die entsetzliche Krisis zu überwinden. Wieder waren es die Askaniern, die Böhmen, die Hanse und das Reich, die dem Orden zu Hilfe kamen. Otto der Fromme von Askanien erschien persönlich mit einem Hilfsheer und gründete Brandenburg am Haff, auch Ottokar von Böhmen, Albrecht von Meissen und Albrecht Welf von Braunschweig erschienen wieder im Ordensland, so daß schon anno 1265 der Aufstand beendet war.

Während nun der Orden ganze Dörfer untereinander versetzte, den preussischen Adligen großenteils ihre Freiheiten nahm und das Regiment der Ordensvögte im ganzen Lande durchgebildet wurde, so daß vor allem auch

die Städte straff in die Hoheit des Hochmeisters kamen, waren es wieder die außenpolitischen Beziehungen, die den neuen Auftrieb zur Größe eigentlich erst ermöglichten. Wieder waren es die hansischen Osterlinge, die in großer Stärke zur Besiedelung der Ordensstädte beitrugen, wieder waren es askanische Hilfstruppen und deutsche, vor allem nieder- und mitteldeutsche Ritter, mit deren Hilfe Sudauen erobert werden konnte.

Um diese Zeit trat aber auch Habsburg zum erstenmal als großer Gegenspieler des Ordens in Erscheinung. Der alte Waffengefährte des Ordens, König Ottokar von Böhmen, fiel 1278 auf dem Marchfeld gegen den hausmachtwütigen Rudolf von Habsburg und damit war der Traum der Hochmeister, die zwischen Lübeck, Magdeburg, Brandenburg, Böhmen, Meissen und Preußen ein großes Ostreich hatten kommen sehen, ausgefräumt. Der Habsburger wandte sich nach seinem Sieg über den Böhmen auch gegen die brandenburgischen Askanier und gegen die Meißener. Wieder mußte der Orden zeigen, daß er Politik als Kunst des Möglichen und als Zusammenfassung der Gegebenheiten zu treiben verstand: er paßte sich der neuen Hausmacht des großen Luxemburgers an.

Inzwischen war um Danzig ein großer Streit zwischen den Söhnen des Kaschubenhertogs Swantepolk ausgebrochen. Die deutsche Stadt, die sich noch immer nicht zum Orden bekannt hatte, stand im Aufstand gegen die Herzöge von Pommerellen und spielte die Brüder gegeneinander aus. Der Orden trat zunächst als Vermittler auf und erbt dabei Mewe auf dem Westufer der Weichsel, womit strategisch schon viel gewonnen war und auch politisch, denn wo wäre Strategisches und Diplomatisches jemals im Laufe unserer Geschichte wieder so sehr zur Einheit verschmolzen, wie beim Orden? Als Ergebnis dieser Politik war bereits der Tag abzusehen, an dem auch Danzig in die Reihe der Ordensstädte treten würde.

Neue große außenpolitische Konturen zeichneten sich Ende des 13. Jahrhunderts in der polnischen Frage ab. Die Krakauer Piasten waren ausgestorben. In der Politik des Landes bildete das Element der deutschen Einwanderer, unter denen wieder einmal die hansischen Osterlinge obenan standen, ein immer stärkeres Element. König Wenzel von Böhmen trat in Gegenwart und vielleicht auch auf Rat des Ordenslandmeisters Meinhard von Querfurt die Krakauer Erbfolge an, um dann von dort aus den glücklichen Zugriff nach Gnesen zu riskieren und also König von Polen zu werden. Der Lohn für die Hilfsleistung des Ordens war erheblich; Pommerellen wurde vom

König einem Palatin übertragen, der vom Orden kontrolliert blieb. Hätte das neue Königtum sich nicht gleich in Kämpfen gegen Habsburg erschöpft, so würde die elastische Ordenspolitik sich hier noch größere Erfolge verschafft haben, als es ohnehin schon geschah.

Wie durch eines Wunders Fügung riefen nun bald die Polen selbst den Ritterorden gegen die Herzöge von Pommerellen auf. Im Jahre 1308 konnte Landmeister Heinrich von Plogke Danzig erobern. Als bald danach auch Dirschau an den Orden fiel, kam Wladislaw I. von Polen nach Pommerellen, um über die Rückgabe der Eroberungen zu verhandeln. Als Antwort eroberten die Ritter auch noch Schwes. Und da es dem Orden einerseits nicht an kriegerischen Verwicklungen lag, die sich vermeiden ließen, da es ihm andererseits klar war, wo sich die schwächste Position des Polenkönigs befand, bot er ihm an, die pommerellschen Erwerbungen durch Abgeltung von 10000 Silbermark zu kaufen. Auch alle Erbnachfolger verzichteten zugunsten des Ordens, Heinrich VII. bestätigte als deutscher König den Vertrag. So war der Orden dank seiner ungewöhnlich elastischen Politik gegenüber Polen wie auch gegenüber den Brandenburgern, wie auch vor allem gegenüber der Hanse und schließlich gegenüber Kaiser und Reich zum unbestrittenen Herrn der Weichsel geworden. Zwar mußte auch noch an das Haus Brandenburg, das eigentlich die rechtmäßigsten Besitzrechte hatte, eine große Summe bezahlt werden, aber welches Kapitel hätte sich je in der Geschichte nicht gelohnt, wo es um Westpreußen ging? So können wir seit jenem Jahre 1309 einen zweiten sichtbaren Höhepunkt der Ordensmacht setzen. Von nun an beginnt das Zeitalter der Marienburg, die jetzt der Hochmeister von Preußen als Erster zur Residenz erklärt. Der bisherige Hochmeisterpalast in Venedig kann preisgegeben werden. Eine solche Politik kann von Venedig nichts mehr lernen. Die große Kraft der Ostsee hat gesiegt.

Zwar steckt der Vatikan sich nun hinter die Polen und läßt polnische Ansprüche auf Pommerellen propagieren. Der Bischof von Leslau erklärt, er sei nicht gefragt und meldet Suprematsansprüche an, die noch im Jahre 1919 eine „historische“ Rolle gespielt haben. Die litauischen Schwierigkeiten wurden von der Kurie nicht minder geschürt. Vor allem tauchte die Erzbischofsfrage in Riga wieder auf, aber der Orden griff durch und ließ den Erzbischof von seinem Amte vertreiben. Die Rigenser riefen litauische Kräfte zur Hilfe heran, der vertriebene Erzbischof ging an den Völkerbund nach Avignon, wo damals die Päpste residierten und

wo nun auch der Orden seine Sache vertrat. 1316 kam es zum Friedensschluß zwischen dem Orden und dem rigischen Domkapitel, den der Papst verwarf; so war denn die Gegensätzlichkeit zwischen Orden und Papst zu voller Schärfe gelangt. Fast hätte der Orden den Streit verloren, weil er sich, zum erstenmal in seiner Geschichte, innenpolitischen Intriguen hingegeben hatte: der Hochmeister Karl von Trier war zum Rücktritt genötigt worden, wurde dann allerdings mit Rücksicht auf seine außenpolitischen Beziehungen wieder eingesetzt und vertrat bald persönlich die Sache des Ordens in Moignon. Schließlich gab die Kurie nach, wohl, weil der Orden ihr zu stark war: 1323 erkannte auch der Papst die Erwerbung Pommerellens als gerechtfertigt an.

Um diese Zeit sterben die Askanten in der Mark aus. Ludwig von Bayern, bekannt durch seinen erbitterten Kampf mit Friedrich dem Schönen um die Krone in Deutschland, tritt für seinen Sohn Ludwig die Erbfolge an. Der Papst stellt sich ihm entgegen, die Kurie wollte den König von Frankreich als deutschen Kaiser haben und die Mark wahrscheinlich durch einen Kardinal regieren lassen. Um das zu verhindern, stellte der Orden als großer Gegenspieler der Romanitas sich offen auf die Seite Ludwigs von Bayern, dessen Kanzler übrigens Alans Bismarck war, und so erlebte denn die deutsche Geschichte das interessante Schauspiel, daß in der Kapelle des deutschen Ordens in Sachsenhausen Kaiser Ludwig an ein Konzil appellierte und den Papst für einen Keger erklärte, zur Antwort auf die Bannflüche, mit denen die Kurie Kaiser und Orden abwechselnd bedacht hatte. Daß im übrigen die Bannflüche den Papst nicht gehindert haben, mit dem Orden weiter zu arbeiten, sei am Rande vermerkt, da ja die Weltgeschichte sich bekanntlich des öfteren wiederholt.

Während als Ergebnis dieser Politik das Ansehen des Ordens wuchs und vor allem die Stellung des Deutschmeisters in Trier und des Ordensprokurators beim Vatikan sich außerordentlich stärkte, verschlechterte sich die polnische Politik. König Wladislaus, der die pommerellische Erwerbung des Ordens nicht verzeihen konnte, fiel im Jahre 1326 zunächst Brandenburg an, worauf nun auch der König von Böhmen gegen die Polen zu Felde zog. Damit die alte Dreieheit Orden, Böhmen, Brandenburg wieder einmal der Welt deutlich gemacht wurde, griff schließlich der Orden die Polen an und unternahm, da ihm mit Rücksicht auf die litauischen Schwierigkeiten an einem großen Feldzug nicht gelegen war, eine Strafaktion gegen den Bischof von Leslau. Als der gedemütigte Polenkönig im Jahre darauf den Frieden brach, zogen der Orden und der König

von Böhmen, die nun die polnische Königsherrlichkeit gemeinsam in die Zange nahmen, vor die Polenresidenz Plock. Der König von Polen mußte sich unterwerfen und sein Land vom König von Böhmen zu Lehen nehmen, wobei es sehr interessant ist, zu sehen, wie sich der Orden geschickt im Hintergrund zu halten verstand. Er wußte, daß dieser Frieden noch nicht endgültig war.

So hatte er denn nach bewährter Tradition sich diesmal damit begnügt, sich erneut den Verzicht auf Pommerellen bestätigen zu lassen — die Polen haben 1919 sehr geschickt zu verbergen gewußt, wie oft sie „feierlich“ auf Pommerellen Verzicht geleistet haben — und sich unterdessen nach weiteren Bundesgenossen umgesehen, die er wieder in den Pfaffen von Schlesien und Masowien fand. Kaum waren die Bündnisse fertig, da brachen die Polen zum drittenmal ein: bei Płowce kam es zu einer blutigen Schlacht, die im letzten Augenblick durch das Eingreifen eines Ritters Heinrich von Plauen (viermal hat die Ordensgeschichte durch einen Mann dieses Namens höchsten Ruhm geerntet) siegreich entschieden wurde. Danach war lange Zeit Friede, um so mehr, wo der alte Wladislaus bald darauf starb (1333).

Wie elastisch die Außenpolitik des Ordens war, das zeigte sich aus ihrer Einstellung gegenüber Wladislaus' Nachfolger, Kasimir dem Großen, dessen deutschfreundliche Tendenzen der Orden, der nun, im festen Besitz Pommerellens, Kujawiens und neuerdings auch Rigas, fest und sicher da stand, in jeder Weise unterstützte. Es war die Zeit, wo der große Polenkönig, der massenhaft deutsche Kolonisten ins Land zog, seinen Besitz nach Süden und nach Südosten hin ausdehnte. Der Orden hat diese Politik, auch die Unterwerfung Schlesiens unter die Krakauer Krone, unterstützt, vielleicht aus „Ablenkungsgründen“, so, wie ja auch Bismarck nach dem Krieg von 1870/71 die Franzosen durch ihre Kolonialpolitik abzulenken suchte, wahrscheinlich aber aus sehr viel weitergreifenden Ideen. Schon den Vertrag zwischen den Königen von Böhmen und Polen, bei denen ersterer auf polnische Ansprüche verzichtete und letzterer die böhmische Lehenshoheit über die schlesischen Herzogtümer bestätigte, hatte der Orden vermittelt; wahrscheinlich ist es auch auf den Orden zurückzuführen, wenn der König von Ungarn in diese Abmachungen eingeschaltet wurde. Als dann die Könige von Böhmen und Ungarn einen Schiedsspruch zwischen dem Orden und König Kasimir treffen wollten, versuchte sofort die Kirche, das nach Kräften zu hintertreiben. Wenn der Plan des

Ordens, aus Preußen, Polen, Böhmen und Ungarn einen festen Staatenblock Zwischeneuropas zu schaffen, gelungen wäre, so hätte der Vatikan fraglos ausgespielt und die Pläne, einen französischen König auf den deutschen Thron zu bringen, wären ebenso erledigt gewesen, wie die mongolischen Absichten auf den europäischen Osten.

Bei jenem Schiedsspruch hatte der Orden erneut den Besitz Pommerellens, des Kulmerlandes und der Michelan bestätigt bekommen, sollte dafür aber Kujawien und Dobrzin herausgeben. Nun verweigerte der Hochmeister klugerweise die Herausgabe dieser beiden Gebiete, solange nicht umgekehrt auch feststand, daß Polen in jeder Weise zu seinen Zusagen stehen würde.

Der Orden hatte damals das Glück, unter seinem Hochmeister Dieter von Altenburg diplomatisch glänzend geführt zu sein. 1334 gelang es ihm mit Hilfe der in Brandenburg regierenden Bayern, daß der Orden von der dänischen Besatzung Estlands als Hilfstruppe gegen die aufständischen Bauern gerufen wurde. Der livländische Landmeister warf den Aufstand nieder und besetzte das Land, wogegen nun allerdings König Waldemar II. von Dänemark zu spät seinen Einspruch erhob. So kaufte der Orden den Dänen für 19000 Silbermark das Land Estland ab, auch die Brandenburger Erbfolgerechte wurden geldlich abgegolten — und um die Herrschaft zu festigen, ließ Hochmeister Heinrich Insemer die Hoheitsrechte über Estland vom livländischen Ordenszweig ausüben. Gegen die so gewonnene Machtsteigerung anzugehen, hielt die Kurie nicht für ratsam. Das um so weniger, wo kurz zuvor der große Hochmeister Werner von Orwelen die Ordensverfassung grundlegend reformiert und das Ordensrecht straffer und einheitlicher gestaltet hatte, als jedes andere Recht des Mittelalters. So gab man denn nach und der Kalische Friede von 1343, auf den hin sich nicht nur der König, sondern sämtliche polnischen Stände zu einem Verzicht auf Danzig und Pommerellen bequemten, bezeichnet einen der Höhepunkte der außenpolitischen Machtstellung des Ordens. Was machte es, wenn nun Dobrzin und der kujawische Landstrich abgetreten wurden? Das Ordensgebiet reichte jetzt, abgesehen von seinen reichsdeutschen Besitzungen, vom hinterpommerschen Bütow in ununterbrochener Reihenfolge bis Reval. Im Bunde mit Hanse und Brandenburgern schien dieser Staat imstande zu sein, selbst Rom zu trotzen.

Zwar dauerten die Schwierigkeiten mit Litauen fort, wobei

es interessant ist, daß Kasimir der Große von Polen mehrfach als Verbündeter des Ordens in den litauischen Verwicklungen in Erscheinung trat. Zwar gingen die Kämpfe, an denen die Blüte des spätgotischen deutschen Rittertums teilnahm, hin und her. Aber solange Böhmen und der Orden ihre alte Verbindung aufrecht hielten und Polen wie eine Zange umklammerten, stand die Ordensherrschaft trotz so vieler Gegner sicher. Nie wieder hat sie eine Reihe von so glänzenden Hochmeistern erlebt, wie die Aufeinanderfolge Werner von Orselens, Dieter von Altenburgs, Lüder von Braunschweigs und schließlich Winrich von Kniprodes es war. Der Orden war damals imstande, den polnisch-böhmischen Gegensatz als latentes Druckmittel auf die Kurie und ihre polnischen Freunde zu benutzen. Heißler wurde seine Lage, als Kaiser Karl IV. die Mark in Besitz nahm und die Wittelsbacher sich zur Abwehr dieser Politik mit den Polen verbündeten. Es war sehr wichtig, daß der Orden diese Politik durchkreuzen konnte, da es den Polen darauf angekommen war, den Zuzug des Ordens aus den reichsdeutschen Gebieten zu unterbinden. — Die geschickte Politik Kniprodes, der einem Hermann von Salza an außenpolitischem Format nicht nachstand, hatte wieder einmal die richtige Karte gezogen. Während nun der deutsche Kaiser die gewaltige Ländermasse westlich des Korridors, die von Österreich über Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und die Mark Brandenburg die Brücke von Venetien nach Vineta bildete, in einer Hand vereinte, konnte der große Hochmeister im Laufe seiner dreißigjährigen Amtszeit den preussischen Orden von Erfolg zu Erfolg führen. Während er auf den Grundsätzen Orselens aufbauend die Verfassung und zugleich das kulturelle Leben vervollkommnete, spannte sich auch der Kreis der außenpolitischen Beziehungen weiter und weiter.

Der Handelsverkehr wurde mit Hilfe der 77 Hansestädte in die weite Welt ausgedehnt, der Orden trat bald im größten Maße als wirtschaftspolitischer Faktor in Erscheinung. Mit Hilfe seiner großartigen Finanzpolitik regierte er zusehends mehr über die Länder der Ostsee. In England wie in Italien, in Flandern wie in Frankreich war er durch seine diplomatischen Ritter vertreten. Seine Städte nahmen an den Hansetagen teil, wo sie nach den einheitlichen Direktiven des Hochmeisters stimmten. Als dann Ende der 60er Jahre dieses 14. Jahrhunderts die hansischen Städte in Köln das Bündnis gegen die Könige von Dänemark und Norwegen schlossen, erlaubte der Hochmeister den preussischen Städten die Teilnahme, während er selbst wieder in Litauen im Felde stand. Als dann der glänzende Feldzug

der von Lübeck geführten Hanse gegen Waldemar Atterdag, in dessen Verlauf die Osterlinge auch Kopenhagen eroberten, sein Ende fand, nahmen die preussischen Hansestädte im Jahre 1370 an den Verhandlungen des Stralsunder Friedens selbständigen Anteil und halfen dadurch wesentlich mit am großen Erfolge der hansischen Geschichte. Im gleichen Jahre schlug der Orden bei Ruda u im Samlande in einer großartigen aber blutigen Schlacht unter Führung Henning Schinkelops die Litauer vernichtend. So waren Orden und Hanse unabhängig voneinander auf dem Höhepunkt ihrer Macht angelangt. Gemeinsam mit dem Kaiser, der selbst nach Lübeck kam, waren sie stark genug, um jeder fremden Macht auf lange Zeit zu widerstehen.

Noch Ende des gleichen Jahres folgte Ludwig von Ungarn auf Kasimir den Großen von Polen. Da dieser König nur ungarische und deutsche Interessen hatte — er war engster Anwärter auf die deutsche Krone —, war die polnische Situation wieder einmal in Frage gestellt. Polen war zum Handelsobjekt für den ehrgeizigen ungarischen Souverän geworden. 1378 starb Karl IV., nun folgte Sigismund ihm auch in der Mark, die er bald so vernachlässigte, daß sie für den Orden als zuverlässiger Bündnisfaktor nicht mehr in Betracht kam. Zwei weitere unerfreuliche Ereignisse kamen bald hinzu: in Litauen war der alte Hansegen Fürst Algierd gestorben und die Nachfolge hatte Jagellio, ein ehrgeiziger und kluger Kopf, angetreten. Als dann der alte Hochmeister Winrich von Kniprode starb, da hatte die Geschichte in einem Jahrzehnt wieder einmal bewiesen, wie wenig auf das Glück der Großmächte wirklich Verlaß zu sein pflegt.

Jagellio schloß, um sich gegen seinen Gegenspieler Witowd zu halten, 1382 mit dem Orden einen Vertrag, durch den er ihm Samaiten abtrat und sich zu einem vierjährigen Frieden verpflichtete. Wie wenig ehrlich der Litauer das gemeint hatte, sollte sich bald genug zeigen. Mit Unterstützung Sigismunds konnte Jagellio schon 1385 Hedwig von Ungarn heiraten. Bald trat er aus deutlichen Gründen, ähnlich wie einst Swantepolk es getan hatte, zur römischen Kirche über und ließ sich (1386) feierlich in Krakau als Wladislaw II. zum König von Polen krönen. So hatten sich Litauen und Polen gefunden: denn auch Witowd hatte der Krönung beigewohnt. Die Enkelin Kasimirs und der Jagellone waren für den Orden eine mehr als gefährliche Verbindung, denn nun übernahm die polnische Krone den alten litauischen Erbhaß gegen die Ritter. Damit wurde die Zusammengehörigkeit Polens und Litauens noch einmal deutlich festgelegt.

Und zugleich bildete sich nun im Norden unter der Königin Margarete die Kalmarische Union (1398) von Norwegen, Dänemark und Schweden, so daß der Orden plötzlich zwei sehr gefährlichen Gegenspielern gegenüberstand. Zunächst bleibt die Ordensmacht unangetastet, 1398 bringt der Hochmeister Gotland in seinen Besitz, zwei Jahre später schlägt der Pias von Öppeln ihm eine polnische Teilung vor. Aber was nützte das alles gegen die wirklichen Machtverhältnisse: Vielleicht war die Tatsache, daß Wladislaw-Jagello seinen Vetter Witowd in Wilna mit der litauischen Krone krönen ließ, noch weniger erheblich, als die im Norden versäumte Gelegenheit.

Das Entscheidende war die damalige Schwächung des deutschen Reiches. Böhmen war in den Hussitenkriegen verwüstet und der im Jahre 1400 von den Kurfürsten abgesetzte deutsche König Wenzel hatte das Reich in schlimmen Zuständen hinterlassen. Hatte der Orden in der dänischen Erbfolgefrage schon versäumt, gemeinsam mit der Hanse die Kalmarische Union zu verhindern, so unternahm er nun wiederum nichts, um die Kaisergewalt, in der doch auch sein eigenes Schicksal beschlossen lag, zu stärken. Die Kirche arbeitete sehr viel klüger: sie nahm eindeutig für den König von Polen Partei. Der Orden hatte die Partei Rupprechts von der Pfalz ergriffen, anscheinend, weil er verhindern wollte, daß Sigismund zum Zuge käme, aber diesmal setzte er auf das falsche Pferd. Als Sigismund bald danach dem Orden die Neumark als Pfand anbieten ließ, wenn er ihn in der Wahl unterstützte, ging der Hochmeister darauf ein. Während nun Rupprecht noch fast ein Jahrzehnt als deutscher Schattenkönig unter dem Schatten Sigismunds „regierte“, ließ sich der Orden, dessen Hochmeister inzwischen Konrad von Jungingen geworden war, endlich von dem Gefühl leiten, daß es an der Zeit sei, sich auf sich selbst zu beschränken, sich gewissermaßen in Verteidigungszustand zu setzen.

Der sinnlose Krieg mit der Dreireichekönigin Margarete um Gotland wurde, obwohl die Ordensflotte die dänische besiegt hatte, abgebrochen, und zwar auf hansische Vermittlung hin. 1404 wurde auch mit Polen Frieden geschlossen, der König Kasimir brachte mit Hilfe seiner Stände das Pfandgeld für Dobrzyn auf und so kam noch einmal ein Ausgleich mit Polen zustande. Bald genug aber zeigte sich, daß man auf polnischer wie auf litauischer Seite erkannt hatte, daß die Ordensmacht weder vom Reich noch auch von der in den nordischen Dingen verwickelten Hanse genügend gesichert sei. Jetzt rächte sich bitter, daß man das Erbe Aniprodes preisgegeben hatte.

Der polnische König ließ durch seine Gesandten in der Marienburg erklären, daß er seinem litauischen Vetter als Bundesgenosse beistehen würde. So stolz die Antwort des Hochmeisters war: „Dann will ich es denn lieber beim Haupte als bei den Gliedern nehmen und lieber besiedeltes und bebautes Land als Öde und Wildnis aussuchen!“ so enthielt sie doch schon ein Zugeständnis der schwierigen außenpolitischen Lage, in der wiederum alles auf einen Entscheidungskampf ankam.

Wieder erhob sich die Frage nach den Bundesgenossen, ohne die der Orden sich noch niemals in eine entscheidende Auseinandersetzung begeben hatte. Der alte deutsche König Wenzel ließ sich durch die enorm hohe Summe von 60 000 Silbermark vom Orden als „Bundesgenosse“ gewinnen, aber man mußte in der Marienburg froh sein, daß man ihn aus der polnischen Front herausmanöviert hatte. Auch König Sigismund von Ungarn, der bald danach Wenzel auf den Thron folgte, stand, wennschon nur halbblut und ebenfalls nur auf finanzielle Unterstützung hin, diesmal auf Seiten des Ordens. So ballte sich die Entscheidung zwischen Orden und Polen und Litauen auf engem Raum zusammen.

Der Hochmeister beging in dieser Lage einen furchtbaren Fehler: anstatt seinen Gegnern vor deren Vereinigung entgegen zu ziehen, ließ er, dessen Nachrichtendienst diesmal anscheinend völlig versagte, die Vereinigung zwischen den Heeren Wladislaws von Polen und Witows von Litauen geschehen. So kam denn jener tragische 15. Juli 1410 heran, — es war die zahlenmäßig und wohl auch an Opfern größte Schlacht des Mittelalters.

Als in dieser Situation auch noch die sog. Eidechsenritter unter Nikolaus von Kemps verräterischerweise zum Feinde übergingen, war das Schicksal des Ordens bei Tannenberg besiegelt.

Es hat keinen Sinn, im Rahmen dieser Studie noch auf die weiteren außenpolitischen Zusammenhänge zwischen dem ersten und zweiten Thorner Frieden einzugehen. Danzig, Thorn und Leslau gingen gleich nach der Tannenberger Schlacht zu den Polen über. Wenn damals Wladislaus von Polen noch nicht zur vollen Ausnutzung des Sieges kam, so lag das an der notorischen Untreue der Litauer, die ihn bald nach dem Siege verließen, weil sie ihn nicht zu mächtig werden lassen wollten. So konnte sich der Orden denn mit Hilfe der Hanse und seiner eigenen Städte noch einmal behaupten, wenigstens solange Heinrich von Plauen Hochmeister war. Unter Küchenmeister und Paul von Rusdorf schritt die Ordenspolitik dann von Nachgiebigkeit zu Nachgiebigkeit

and von Kapitulation zu Kapitulation bis hin zum zweiten Thorner Frieden.

Der tiefere Grund des Zusammenbruchs lag nicht so sehr im Orden selbst, der freilich nach Kniprodes Tod die harten und straffen Grundsätze von Ehre und Disziplin sehr weitgehend aufgelockert hatte, als in dem Niederbruch des Reiches. Solange die Mark und Böhmen dem Orden als feste Grundlagen seiner Reichspolitik zur Verfügung standen, solange der Kaiser gegen den Papst stand, der fast immer als erbitterter Gegner des Ordens in Erscheinung getreten ist, so lange konnte der Orden sich gemeinsam mit der Hanse zur ersten Macht des Ostseebereiches erheben. Die Beherrschung der Ostseeküste von Riga bis Danzig und die Beherrschung der Weichsel von Danzig bis Thorn stand sicher, solange der Orden seine alten außenpolitischen Bündnisse auswerten konnte. Erst als die Bundesgenossen in sich zerfielen, weil das Reich selbst in sich zerfiel, da löste sich auch die Ordensmacht von der Außenpolitik her in ihre Elemente auf, als ein ewig warnendes Zeichen eines Staates, der in der falschen Sicherheit einer starren Verfassung auf raumpolitische Bündnisse verzichten zu können glaubt.

Hochmeister Michael Küchenmeister der „Erzberger des Deutschen Ritterordens“*)

Neutralität ist ein Wurm, der sich selbst verzehrt.
Kurfürst Friedrich Wilhelm
von Brandenburg.

Ein Kleinbürger als Hochmeister des Deutschen Ritterordens! Die tragische Groteske gilt auch dann, wenn die zünftige Wissenschaft darauf verweist, daß Herr Michael Küchenmeister von Sternberg aus adligem Hause war. Aber adlige Häuser haben schon oft Kleinbürgerliche Menschen gezüchtet, wie andererseits wahrhafte Aristokraten oft genug aus bürgerlichem und, wenn auch seltener, so doch bisweilen selbst aus bürgerlichem Blute kamen.

Michael Küchenmeister war der Gegenspieler Heinrich von Plauens. Dieser Heinrich Neuß von Plauen, nebenbei der zweite des Namens, der den Orden zu Ruhm und Ansehen brachte, war in demselben Maße, wie Küchenmeister den Kleinbürger abgab, die vollendete Repräsentation des großen Herrn und wahren Ritters. Treitschke hat in seiner „Geschichte des Ordenslandes Preußen“ über die Plauens geschrieben:

„Sie sahen sich alle gleich, wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schildern, diese Heinrich Plauen, aus dem vogtländischen Hause der heutigen Fürsten von Neuß, ein Geschlecht schroffer und herrischer Menschen, einer königlichen Ehrfurcht voll, hart und lieblos, aber mit dem kalten Blick für das Notwendige. Seit langem war das große Haus gewohnt, seine Söhne in den Orden zu schicken. Schon einmal, in der Schlacht von Plowce, hatte ein Plauen das wankende Kriegsglück des Ordens wieder gefestigt . . .“

Aber die Schlacht von Plowce lag schon lange zurück. Nun war der Orden auch schon ein volles Menschenalter über jenen Februartag des Jahres 1370 hinaus, an dem er unter seinem großen niederdeutschen Meister Winrich von Kniprode und seinem Marschall Henning Schindewolf, der Leib und Leben dabei ließ, mit seinen 40 000 Reitern die doppelte so starken Litauer bei Rudau im Samland geschlagen hatte. Das Jahr 1370 war der Höhepunkt der Ordensmacht geworden, wie es zugleich (durch den Frieden von Stralsund, in dem sich König Waldemar Atter-

*) Dieser Untertitel führt sich auf eine Bemerkung Alfred Rosenbergs zurück.

dag verpflichtete, die dänischen Königswahlen hinfort von der lübschen Zustimmung abhängig zu machen) der Höhepunkt hansischer Machtstellung gewesen war. Aber mit der Wende vom 14. ins 15. Jahrhundert verblaßte das Bild des alten harten Ordens, der seinen Rittern verbot, die leibliche Mutter zu küssen, der jeden Gebietiger, in dessen Nachlaßbarer Besitz gefunden wurde, draußen auf freiem Felde verscharren ließ; verblaßte zugleich das Bild der großen Hochmeister und Landmeister Hermann Balk, Konrad von Thierberg, Siegfried von Feuchtwangen, Dietrich von Altenburg, Lüder von Braunschweig und Winrich von Kniprode. Zwar hatte der Orden unter seinem stolzen Hochmeister Konrad von Jungingen noch 1398 Gotland und 1402 die Neumark gewinnen können, aber es war doch schon ein später Glanz. Als Konrad von Jungingen starb, bat er alle Gebietiger, sie möchten auf keinen Fall seinen Bruder wählen. Vielleicht, wir wissen nichts Näheres darüber, war es ein Zeichen beginnenden Führermangels, daß Ulrich von Jungingen dennoch zu dem hohen Amte gekürt wurde. Wenige Jahre später brach dann über die Grenzburg Driesen der Krieg mit König Wladislaw von Polen aus, der sich mit Witowd von Litauen verbündet hatte. Ulrich von Jungingen war sich von vornherein darüber klar, daß er die litauischen Schwierigkeiten über Samaiten nur beenden könne, wenn er mit Polen zu einer reinen Rechnung kam.

Seine politischen Vorbereitungen waren sicher und gut gewesen: insonderheit die Rückgabe Gotlands an die Königin Margarete, die durch die Kalmarische Union zu einem nordischen Machtfaktor ersten Ranges geworden war, ließ einen klaren und nüchternen Blick für die realen Notwendigkeiten erkennen. Und wenn der damalige, nach Ordenssitte in Königsberg residierende, Landmeister Michael Küchenmeister für diese Politik stimmte, so kann man ihm daraus kaum einen Vorwurf machen. Die militärischen Vorbereitungen des Ordens waren weniger gut, der Aufklärungsdienst war gegen alle Gewohnheit so mangelhaft gewesen, daß der Hochmeister erst im letzten Augenblick von der Vereinigung der litauischen und polnischen Truppen erfuhr. Auch in der Schlacht selbst — der größten Schlacht des deutschen Mittelalters — scheint die Strategie des Ordens, der „die Verfassung eines Bundes schwerer Reiter“ nach Treitschkes Worten war, der elastischen und berechnenden Gefechtsführung des großen Polenkönigs nicht gewachsen gewesen zu sein. Am entscheidendsten aber war doch, daß der Bannführer des kulmerländischen Adels, Nikolaus von Kenys, das Banner unterdrückte und durch diesen Verrat seine Freunde zu einer wohl vorbereiteten Flucht veranlaßte, die nachher dann

zur Auflösung des Heeres führte. Ulrich von Tübingen fiel, mit ihm über 200 Ordensritter. Die Niederlage des Ordens war vollständig.

Der Orden wäre für alle Zeiten verloren gewesen, wenn nicht der Komtur von Schwetz, Heinrich Reuß von Plauen, sofort alles gesammelt hätte, was zwischen Pommerellen und dem Kulmerland an Truppen noch zu sammeln war und damit zur Marienburg geritten wäre. Zwar fiel nun das ganze preussische Land vom Orden ab, aber die Hauptburg wurde von Plauen gegen die Belagerer gehalten. Witowd von Litauen, der wohl ein Interesse daran hatte, den Orden zu schwächen, nicht aber an einer uneingeschränkten Machtstellung seines Vetersers Wladislaw von Polen interessiert war, zog nach Hause. Schließlich mußten auch die Polen ihre Belagerung aufgeben: ein einziger Mann, der in der Stunde größter Gefahren nicht nach Majoritäten gefragt, der rücksichtslos gehandelt hatte, rettete also den Orden. Er war für Fortsetzung des Krieges. Er übersah die Lage. Er wußte, daß die Polen noch niemals länger als bestenfalls ein Jahr im Felde geblieben waren. Er wußte, daß ihnen jeder Nachschub fehlte. Er war bereit, zu handeln, wie drei Jahrhunderte später Friedrich der Große nach Kolin, Kunersdorf und Hochkirch gehandelt hat. Nur mit dem Unterschied, daß ihm die Vollmachten des wirklichen Königtums fehlten.

Der Ritterkonsent, dem noch der große Schreck in den Knien saß und der an Stelle der 200, die draußen bei Tannenberg liegen geblieben waren, ganz überwiegend aus alten Herren und weniger vorteilhaften Erscheinungen bestand, sprach sich mit großer Mehrheit für die Annahme des Friedens aus. Die Sprecher dieser volksparteilichen Friedenspartei waren Michael Küchenmeister — wir wir ihn nun nennen wollen — und der Erzbischof von Riga. Küchenmeisters Argumente waren dieselben, mit denen bis in die jüngste Zeit die Politiker der verschiedensten Tendenzen vom „Boden der gegebenen Tatsachen“ gesprochen haben. Heinrich von Plauen mußte sich fügen. Der erste Thorner Friede schlichtete alles auf der matten Basis des status quo. Aber wenn irgendwo ein matter Friedensschluß hervies, daß alle faulen Frieden meist nur die Vorboten noch tieferer Demütigung sind, dann war es hier der Fall.

Heinrich von Plauen übersah die große Gefahr des ersten Thorner Friedens, er wußte, daß der Orden wennschon keinen Landverlust, so doch einen ungeheuren Prestigeverlust hatte hinnehmen müssen. Er wußte, daß nur das Schwert dem Orden seine alte Ehre wiedergeben könnte, aber er stand mit dieser Ansicht nahezu allein. Der Ordensmarschall Michael Küchenmeister, der eigentlich sehr viel besser als später der ehrliche Lands-

Knechtführer Michel Obentraut das Vorbild des deutschen Michels abgeben könnte, war durchaus anderer Ansicht: Der Friede von Thorn war als „ewiger Friede“ geschlossen, die Ehre des Ordens stand auf dem Spiel, wenn er den ewigen Frieden brach. Der Orden war unbeliebt, er konnte nur durch eine maßvolle Politik, nur durch eine Politik, aus der wirklich deutlich wurde, daß man aus der Prüfung von Tannenberg gelernt hatte, zu neuer Geltung kommen. So standen in der Zeit der härtesten Bewährungsproben die Ansichten innerhalb des Ordens gegeneinander. Michael Küchenmeister führte die Opposition und es ist ja nicht schwer, innerhalb eines vom äußeren Feinde geschlagenen Staates die Opposition zu führen. Heinrich von Plauen hätte ihn festsetzen, hätte einen Gewaltstreich machen sollen . . .

Er dachte nicht daran. Er hatte seine Schwierigkeiten mit den Danziger Pfeffersäcken, die ihm seine neue Steuer verwehrten, die sogar, um sich vor dem Orden zu schützen, einen polnischen Hauptmann in ihre Stadt aufnahmen, während die Ordensburg bei den Rittern blieb und nun in Gestalt von des Hochmeisters Bruder einen Komtur bekam, von dem die Stadt nichts zu lachen hatte. Gegen den lärmenden Widerspruch Küchenmeisters und seiner Partei ließ der Hochmeister den Danzigern die Zufahrtswege zu Wasser und zu Lande sperren und den Stapel nach Elbing verlegen. Da gab die Stadt nach und bat um Gnade. Der Hochmeister ließ es dabei nicht bewenden, er ließ den Rat personell reformieren, ließ sich eine große Zahlung leisten und — kam fortan mit Danzig wie mit dem ebenfalls rebellisch gewordenen Thorn aufs beste aus.

Sigismund, König von Ungarn und späterhin deutscher Kaiser, hatte als römischer König alles Interesse daran, den Orden zu erhalten. So hatte er denn nach der Tannenger Schlacht die Absendung eines Heeres gegen die Polen angekündigt und dadurch Wladislaw unter Druck gesetzt. Andererseits hatte er durchaus kein Interesse an einer wirklichen Machtstellung des Ordens, sein außenpolitisches Prinzip beruhte nicht zuletzt auf einer ständigen Ausbalancierung der Gewichte zwischen Preußen und Polen. Der römische König war auch damals schon und damals noch der Repräsentant der Sacro-Egoismo-Tendenzen, die bis auf den heutigen Tag die Politik von Rom gegenüber der Politik von Preußen bestimmen.

Unter der Hand ließ der römische König dem Hochmeister ein Bündnis gegen die Polen anbieten. Heinrich von Plauen übersah die Hintergründe dieses Spiels in jeder Weise. Er fertigte dennoch eine Gesandtschaft zu Sigismund nach Ofen ab, und an der Spitze dieser Deputation stand, wie er das seinem Rang nach beanspruchen konnte, Herr Michael

Rüchenmeister. Der Hochmeister hatte ihm klipp und klar befohlen, sich auf keinerlei finanzielle und territoriale Abmachungen einzulassen. Aber Herr Rüchenmeister war viel zu eitel, um nicht ein jedes Wort eines römischen Königs für bare Münze zu nehmen. Für ihn war die Reise als solche schon Gelegenheit genug, sich einmal ins rechte Licht zu setzen und den veralteten Methoden des Hochmeisters, der in seinen Augen wahrscheinlich ein Reaktionär war, seine neue Allervweltpolitik entgegenzusetzen. So schloß er denn einen ebenso sinnlosen wie eigenmächtigen Vertrag: Der Orden verpflichtete sich, den ewigen Frieden unter allen Umständen zu halten. Sollte er von Polen angegriffen werden, so wollte seinerseits Sigismund ihm zur Hilfe kommen (es ist eigentlich ganz pikant, schon damals die „Definition des Angreifers“ auftauchen zu sehen), und — für diese bloße Eventualitätsklausel war Herr Rüchenmeister bereit, dem römischen König 400 000 Gulden zu zahlen, eine gewaltige Summe für damalige Zeiten, doppelt gewaltig für den Orden, der noch unter den finanziellen Opfern des letzten Krieges zu leiden hatte. Am Rande sei vermerkt, daß nach verbürgten Angaben der polnischen Geschichtsschreibung der römische König damals gleichzeitig dem König von Polen ein Angebot machen ließ, wonach er unter Einschaltung ähnlicher Eventualitäten bereit war, in eine Teilung des Ordensstaates einzuwilligen.

Heinrich von Plauen versagte den Rüchenmeisterschen Verträgen seine Ratifikation. Um Sigismund nun nicht völlig zum Feinde des Ordens zu machen, ließ er den Ofener Tag beschicken und — was er trotzdem nicht hätte tun sollen — die Sache des Ordens unter Sigismunds Schiedsspruch stellen. Wieder wurde — unbegreiflicherweise — Michael Rüchenmeister, anstatt ihm den Prozeß zu machen, zum Führer der Delegation ernannt. Er geriet an Wladislaus persönlich, wobei sich — wie so oft — die polnische Diplomatie der preussischen einmal wieder in jeder Form überlegen zeigte. So wurde denn der Thorner Frieden bestätigt, in den Streitfachen des Ordens mit den Bischöfen von Ermland und Leslau erhielten die Bischöfe Recht, der Orden Unrecht; die restlichen Kriegsschulden hatte der Orden an den König von Polen zu zahlen. Als Pfand für die Kriegstribute mußte der Orden die Neumark an den polnischen König abtreten. Man kann schon sagen, daß diese diplomatische Niederlage von Ofen für den Orden noch viel vernichtender war, als die militärische von Tannenberg.

Aber Michael Rüchenmeister, der, wie so viele Kleinbürger, zugleich ein Emphatiker war, hatte das glückliche Talent, sich alle seine außenpolitischen Mißerfolge in die Anbrüche einer ganz neuen Zeit umzudichten. So kann man sagen, daß er eigentlich zu früh gelebt hat. Er hätte Olmütz

Locarno und Thoiry erleben müssen. Um so deutlicher empfand der Hochmeister den vernichtenden Schlag. Zwar hatte er immer noch zuviel Ehrfurcht vor der alten Verfassung des Ordens, um sich mit Waffengewalt gegen die Majorität der Defaitisten einzusetzen — was gelten schon veraltete Verfassungen, wenn das Ganze, das Werk, der Staat, die Idee auf dem Spiel stehen! — aber nun zog er doch wenigstens aus seiner eigenen großen Verwandtschaft Reichsritter heran, die Dohnas, die Eilenburgs, die Schwarzburgs und die Reuß. Nun richtete er auch (1412) den Landesrat ein: 32 freie Ritter und 16 Ratmänner aus den treugebliebenen Städten; der soziale Zug, der in seiner Politik seit jeher gelegen hatte, so autokratisch sie auch war, nahm damit konstruktive Formen an. Jetzt fand sich endlich auch die Gelegenheit, mit dem Markgrafen Friedrich von Hohenzollern in Verbindung zu kommen, den Sigismund im vorigen Jahr mit der Mark belehnt hatte. Friedrich war weitschauend genug, um zu begreifen, daß wenn der Orden die Neumark verlöre, das nicht nur für den Orden, sondern auch für die junge Mark Brandenburg die schlimmsten Folgen haben müsse. Küchenmeister allerdings meinte, die Neumark sei ja doch nur ein relativ kleines Territorium, um dessentwillen man nicht eine so große Idee, wie die des ewigen Friedens aufs Spiel setzen dürfe!

Als nun zu allem auch noch Sigismunds Vollmachtsträger, Benedikt von Makra, den Orden wie einen Angeklagten behandelte, die im Thorner Frieden verheißene spätere Rückgabe Samaitens an den Orden nach Kräften abschwächte und von Rowno aus das schlimme Wort sprach: „Könige und Herzöge sollen das Land haben, für die Ordensritter mag ein Stück Brot genügen!“ da wußte Planen, was die Stunde geschlagen hatte!

Mit seinem Großkomtur, Graf Friedrich von Zollern, dem Landesrat und den aus dem Reich aufgebötenen Rittern seiner weitaufgesehenen Verwandtschaft ließ er in aller Eile rüsten. Vor allem wurde nun die Marienburg ausgebaut und erneut befestigt. Ende September 1413 hatte er endlich ein kleines Heer gegen lebhaftesten Widerspruch Küchenmeisters auf die Beine gebracht. Als es in denkbar günstig gewähltem Augenblick (Wladislaw befand sich weit unten im Süden Polens und sein Reich war in keiner Weise gerüstet) marschieren sollte, erkrankte der Hochmeister schwer; so mußten die Truppen allein unter Führung Zollerns durch Masovien marschieren.

Jetzt griff Küchenmeister ein: er versuchte, den Einmarsch nach Großpolen durch Verbote in seiner Eigenschaft als Ordensmarschall zu verhindern, das Heer kehrte tatsächlich an der Grenze um. Ehe es aber wieder bei der Marienburg eintraf, wurde der Hochmeister am 14. Ok-

tober 1413 von Küchenmeisters Freunden auf seinem Krankenlager überfallen und verhaftet, weil er gewagt hatte, sie vor einem Konvent zur Verantwortung zu ziehen. Heinrich von Plauen wurde nach dem Schloß Engelsburg verschleppt, sein Bruder wurde in Danzig verhaftet und nach Lochstedt verbannt, seine Freunde wurden aus dem Heere verwiesen, dem polnischen König wurden unterwürfige Briefe geschrieben, in denen der gestürzte Hochmeister des Friedensbruches bezichtigt wurde, ebenso warf man sich natürlich vor dem römischen König auf die Knie, und schließlich rundet sich das Bild der beginnenden Küchenmeisterschen Ara noch dadurch ab, daß man umgehend die Plauenschen Reformen des Danziger und des Thorner Rates liquidierte. Nie war der Orden tiefer gesunken, als in diesen Wochen, wo er, statt das Schwert zu zeigen, in pazifistischer Weise mit der Friedenspalme wedelte.

Der neue Hochmeister Michael Küchenmeister wußte zunächst nichts Besseres zu tun, als das Lied der Schuld Heinrich von Plauens zu singen. Der starke, behäbige Mann, dessen Gestalt zu Pferde ebenso schlecht aussah wie auf dem Hochmeisterstuhl, dessen Gewalt die Geste und dessen Kraft die Grundsatzlosigkeit in Verbindung mit geschickter Berechnung der Mentalität des Kleinen Mannes war, ließ seinen Vorgänger nun auch öffentlich vor dem Kapitel zur Rechenschaft ziehen. Man hatte ja in der Einrichtung des Landesrats einen greifbaren Verstoß gegen die alte Ordenssagung zur Hand, so konnte man den gestürzten Hochmeister wenigstens zum offiziellen Verzicht auf das Amt bewegen, pro forma wurde er zwar Komtur von Engelsburg, wenige Monate später aber grundlos der Mitwisserschaft an dem Plan seines Bruders bezichtigt, der sich mit den Polen verständigt hatte. Man ließ ihn nach Brandenburg und später nach Lochstedt in schwere Haft bringen, die lächerlichsten Anklagepunkte waren gerade gut genug, um gegen ihn verwandt zu werden. Erst als 1429 Küchenmeister abtrat, gab man ihm wieder die Freiheit eines Pflegers zu Lochstedt, wo er dann, ein Schatten seiner selbst, sieben Jahre später gestorben ist.

Der neue Kleinbürgerliche Hochmeister aber, der gewiß viel weniger aus dämonischem Trieb, wie aus einer falschen Kleinelenteromantik heraus, die immer das Gute mit dem Gewöhnlichen verwechselt, den Griff zum Hochmeisteramt unter dem Beifall seiner Freunde getan hatte und der auf seine Art vielleicht sogar ein Ideologe war, sollte bald genug einsehen, daß es nicht genügt, sich eine Macht zu erobern, indem man den Vorgänger dem äußeren Feinde opfert. Das genügt nicht einmal dann, wenn der Vorgänger weniger ist als der Nachfahr in der Macht. Wenn der

Vorgänger aber im Guten wie im Bösen — right or wrong — ein so gewaltiges Format wie Heinrich Reuß von Plauen hatte, dann gereicht solche Methode dem Nachfahren sicher zu Schande und Schmach.

Aber ein so behäbiger Typ wie Küchenmeister glaubt zum mindesten an die wohlthuende Kraft des Spruches, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Meist haben die fettwerdenden Volksparteiler auch für den politischen Hausgebrauch schon lange vorher festgelegte Rezepte, und Küchenmeister hatte deren zwei, eigentlich sogar drei. Das erste und oberste dieser Rezeptprinzipien bestand darin, daß er außenpolitisch weitgehendst nachgeben müsse, um sich innerpolitisch konservieren und neuorientieren zu können. Das zweite darin, daß Friedenspolitik nicht Mittel zum Zweck sein, sondern um ihrer selbst willen getrieben sein müsse, das dritte darin, daß der Orden, wie überhaupt jeder „wahre Staat“, nur auf ständischer Grundlage gedeihen könne.

Aber so sehr er seinen Ständen, den Städten, Rittern und Prälaten, auch nachgab, es war ihnen — das liegt nun einmal in der Natur des ständischen Gedankens — nie genug. Während der Reichstag zu Horodlo das polnisch-litauische Bündnis erneut befestigte, befahl Hochmeister Küchenmeister die Stände zur Huldigung auf die Marienburg. Sie huldigten auch, aber um einen enormen Preis: sie forderten und bekamen dank der Unversfrorenheit, mit der sie auftraten, die Gerichtsbarkeit in den Städten und sogar die Straßengerichte ihrer Bezirke, dazu das Recht, daß nur Einheimische mit den Ordensämtern in den Städten betraut werden dürften, dazu die Immunität der ständischen Abgeordneten für alles, was sie auf den Landtagen gegen die Landesherrschaft sagten. Und Herr Küchenmeister bewilligte alles, denn sie huldigten ihm ja! Planens Kampf gegen die Stände war nun liquidiert. Mit welchen Gefühlen der Gefangene von Brandenburg den „neuen Kurs“ betrachtet haben mag, wissen wir nicht, aber wir wissen, daß das alte Wort von dem Manne, der dem Teufel den kleinen Finger gibt und dem der Teufel dann die ganze Hand wegnimmt, überraschend schnell an der Küchenmeisterpolitik wahrgemacht worden ist.

In Danzig kam es zu offenem Aufstand, zwar wurden die Handwerker, die sich gegen den alten Magistrat erhoben hatten, bald genug schwer gestraft. Ein kleinbürgerliches Regiment wie das Küchenmeisterische wird schon durch die Triebkräfte seines Pansencharakters auf die Dauer immer auf die Seite der „feinen Leute“ verschlagen werden und wie hätte es hier anders sein können!

Im Kulmerland gab der neue Hochmeister den alten Frondeuren der Tannenberger Schlacht seine Amnestie, auch hier mit dem Erfolg, daß die Parteigänger Nikolaus von Renss, den Planen in Graubenz hatte enthaupen lassen, anmaßender wurden denn je. Im Innern des Ordens, der einst unter seinen großen niederdeutschen Hochmeistern aus einer klaren und eindentlichen raumgeistigen Vorstellung des nordischen Raumes und nordischen Menschen, der im Osten kolonisatorische Aufgaben sieht, entstanden war, machte sich nun ein wilder Partikularismus breit, bei dem die Süddeutschen gegen die Niedersachsen, die Mitteldeutschen gegen die Westdeutschen standen und was dergleichen ritterliche Dinge mehr waren. Nach außen hin freilich wurde nun ungeachtet der ungeheuren Finanznot des Ordens von Küchenmeister alles aufs salbungsvollste vertuscht.

Diese staatsmännische billige Begabung schloß nun zunächst einmal mit dem ermländischen Bischof um jeden Preis Frieden, dabei saß auf dem ermländischen Stuhl noch derselbe Heinrich Vogelsang, der einst vor Tannenberg mit den Eidechsenrittern gemeinsame Sache gemacht und den Heinrich von Planen aus den Amnestien des ersten Thorner Friedens ausdrücklich ausgenommen hatte. Ehe es zum Abschluß kam, wurde Johann Abziezer Vogelsangs Nachfolger, was Wunder, daß bald die Artigkeiten gegenüber der ermländischen Geistlichkeit sich geradezu überschlugen!

Und nun erst die polnische Politik! Gewiß hätte eine preußisch-polnische Friedenspolitik schon damals ihren Sinn haben können. Noch lagen für Polen die Tage Kasimirs des Großen, der den Sinn seines Reiches im Süden und Südosten und sehr wesentlich in der Ansetzung deutscher Siedler gesehen hatte, ja nicht lange zurück, noch war es vielleicht möglich, einen *modus vivendi* zwischen dem polnischen Wahlkönigtum und dem preußischen Orden zu finden. Aber das wäre nur denkbar gewesen, wenn der Orden sich militärisch so stark gemacht hätte, daß er auch imstande gewesen wäre, dem Bündnis von Horodlo Paroli zu bieten und sich seine Ansprüche auf Samaiten, die er aus dem ersten Thorner Frieden hatte, notfalls zu erkämpfen. Wäre in Michael Küchenmeisters Umgebung nur ein einziger wirklicher Staatsmann gewesen, so hätte er ihm gesagt, daß das schlimmste, was der preußisch-polnischen Friedenspolitik, die der Hochmeister wollte, geschehen konnte, ein Nachlaufen gegenüber den Polen war, wie Küchenmeister es hier auf der ganzen Linie betrieb. Er hätte ihm gesagt, daß jeder territoriale Verzicht, wie er nun *de facto* über die Neumark abgemacht war, die polnischen Ansprüche nur noch vervielfachen müßte.

Wladislaw hatte die innere Schwäche des Ordens hinter dieser

phraseologisch verbräunten Verzichtspolitik natürlich längst erkannt, zum Schein ging er auf alle Freundlichkeiten ein, um dann allerdings auf der sogenannten Grabauer Besprechung mit aller fatalen Liebenswürdigkeit, deren er fähig war, vom Orden die Herausgabe Pommerns, des Culmerlandes, der Michellau und Samaitens, zu fordern. Küchenmeister wußte diese entsetzliche außenpolitische Schlappe, noch schlimmer als die von Ofen, nur dadurch zu bemänteln, daß er erklärte, sein Vorgänger sei der eigentliche Verantwortliche der Außenpolitik, die er jetzt treiben müsse. Im übrigen fuhr er fort, den Polen alle möglichen Großtaten unaufgefordert zu beschreiben.

Wieder einmal kam er zu Wladislaw mit der Idee einer erneuten Bestätigung des ewigen Friedens, aber das war nun selbst den Ständen zu viel, die bei den Bedingungen, die der Pole stellte, für ihre Profite fürchten mußten. Das polnische Heer marschierte ein, verwüstete vor allem das Oberland, konnte aber weder gegen Königsberg noch gegen die Marienburg etwas ausrichten und lief dann, wie es bisher noch stets gewesen war, nach einigen Monaten auseinander.

Herr Küchenmeister aber wandte sich nach Konstanz beschwerdeführend ans Konzil. Konstanz liegt nicht weit von Genf, und die Verhandlung, die damals vor dem Konzil stattfand, hat eine überraschende Ähnlichkeit mit den Palavern, die ein halbes Jahrtausend später vor dem Genfer Völkerbund verhandelt wurden. Der polnische Vertreter, Professor Paul Wladimirci aus Krakau, wußte den versammelten Kirchenvätern überzeugend klarzumachen, daß die alte Erbsenzidee des Ordens, nämlich der Kampf gegen die Heiden, ein Irrtum sei. Zwar haben die Konzilienväter damals nicht beschlossen, den Orden, wie Wladislaw gewünscht hatte, gegen die Türken zu versetzen, aber im Ergebnis ergab das Konzil doch wiederum nur einen neuen gewaltigen Prestigeverlust der Küchenmeisterei. Die Sache selbst wurde an einen Schiedsspruch verwiesen, den Kaiser Sigismund in einiger Zeit in Breslau fällen wollte.

Ehe es dazu kam, schloß 1419 Wladislaw von Polen mit Erich von Pommern, der inzwischen als Nachfolger Margaretes und Erbe der von ihr hinterlassenen Ralmarischen Union zugleich König der drei vereinigten skandinavischen Königreiche geworden war, einen Bündnisvertrag. Das Bündnis sollte sich gleichmäßig gegen den Orden wie gegen Friedrich von Brandenburg richten. Da kam, als rettende Hilfe für den aufs äußerste gefährdeten Orden, der denn auch bereits an der Dreiwenz und an der Weichsel seine „Heere“ zusammengezogen hatte, der Hussitenaufstand hinzu. Der Papst mußte nun alles Interesse an der Erhaltung des Ordens

haben; der Kaiser wiederum, der sich anschickte, jetzt auch König Wenzels Nachfolge in Böhmen anzutreten, hatte seinerseits alles Interesse daran, dem Papst gefällig zu sein, und so kam schließlich der Breslauer Schiedsspruch zustande, in dem der Orden auf der ganzen Linie Recht bekam.

Wenn Rüchenmeister ein Realpolitiker gewesen wäre, so hätte er gerade aus der Vorgeschichte des Breslauer Schiedsspruchs sehen können, daß in der Politik nicht Gefühle, sondern rücksichtsloseste egoistische Rechnungen die großen außenpolitischen Entwicklungen bestimmen. Statt dessen erfreute er sich an einem Scheinerfolg, an dessen Zustandekommen er selbst die geringsten Verdienste hatte. Er hätte jetzt große Möglichkeiten gehabt, auf Polen zu drücken, noch standen ja seine Heere unter Waffen. Von Sigismund hätten die Polen nichts zu erwarten gehabt, und ein Hochmeister, der in dieser Lage die ermländische Frage im Sinne des Ordens geregelt hätte, würde bestimmt vom Papst keine ernststen Widerstände erfahren haben. Statt dessen ließ Rüchenmeister, der wie alle Kleinbürger, wie aber auch zugleich alle Reaktionäre, die an die Macht kommen, die Kunst der versäumten Gelegenheiten vollendet entwickelte, es geschehen, daß sich nun der König von Polen und der Markgraf von Brandenburg über die Neumark näherten. Am 8. April 1421 kam es zu diesem brandenburgisch-polnischen Schutz- und Trutzbündnis, das für Polen natürlich viel wertvoller war als die früheren Bindungen zu Erich von Pommern und der inzwischen über ihren Kulminationspunkt hinweggekommenen Kalmarischen Union.

So scheiterte denn die Rüchenmeistersche Politik auf der ganzen Linie. Seine Außenpolitik glitt deshalb von Mißerfolg zu Mißerfolg, weil eine ängstliche Außenpolitik keine Außenpolitik, sondern ein Kuhhandel ist, den noch niemand ungestraft betrieben hat, und es soll zur Ehre des Ordens gesagt sein, daß so mangelhaft seine Dualität im Menschlichen auch geworden war, diese letzten Fehlschläge von Konstanz und des brandenburgisch-polnischen Bündnisses den Hochmeister doch um seinen Kredit bei den marktschreierischen Mittelmenschen gebracht haben, die anfänglich mit ihm durch dick und dünn gegangen waren.

Nicht minder scheiterte seine Innenpolitik, wie bisher noch jede Innenpolitik, die auf einem verkannten ständischen Prinzip aufbaute, zur Katastrophe geführt hat. Anfänglich hatten die Stände immer und immer gefordert, indem sie dem Hochmeister huldigten und ihm geschickt eine Macht hofierten, die er längst nicht mehr besaß. Dann war der große Personalwechsel gekommen, fast alle Gebietiger hatte der Orden unter der

Rüchenmeisterschen „Hochmeisterschaft“ mehrmals gewechselt, dadurch war mit jeder neuen Verabschiedung und Ernennung eine neue Widerstandszelle geschaffen. So blieb schließlich Rüchenmeister völlig isoliert.

Die Mißvergnügten, die er einst gegen Heinrich von Plauen gerufen hatte, standen jetzt gegen ihn selber auf und hielten ihm vor, daß er achtmal Waffenstillstand und achtmal Rüstung in acht Jahren Hochmeisterschaft angeordnet hatte, daß er von Mißerfolg zu Mißerfolg gegangen sei, bei Sigismund, bei Wladislaw, beim Brandenburger und beim Papst. Und Rüchenmeister, der dem wirklich nichts entgegenzusetzen hatte, zog die Konsequenz und legte am 10. März 1422 das Amt nieder, das er mit so vielen Verheißungen begonnen und zum Verhängnis des deutschen Ordens geführt hatte.

Sein Nachfolger Paul von Rusedorf war weniger pathetisch, seine Politik aber war kaum weniger zerfahren und verworren wie die Rüchenmeistersche es gewesen war. Nur kann man ihm zugute halten, daß er ein völlig verwirtschaftetes Erbe übernahm, während Rüchenmeister immerhin einer Ideologie zuliebe einen Heinrich von Plauen gestürzt und aus einem Orden, der zwar eine Schlacht aber noch keineswegs Macht und Waffenhre verloren hatte, einen besseren „Verein für Friedenspolitik und ständische Interessen“ geschaffen hatte, der um kein Deut besser war als die vielen Verwesungserscheinungen der deutschen Politik des frühen 15. Jahrhunderts. Auch mußte Rusedorf während der fast 20 Jahre, die er im Amte war, zahllose Demütigungen erleben, die sich in gerader Linie auf das unselige Werk Rüchenmeisters zurückführen. So vor allem zu Beginn seiner Hochmeisterschaft den neuen polnischen Feldzug, der mit dem Frieden am Meldensee endete, mit dem der Orden für immer auf Samaiten verzichtete und ebenso das linke Weichselufer preisgab, so vor allem die Gründung des Marienwerderer Städtebundes, die am Ende der Rusedorfschen Amtszeit am 21. Februar 1440 erfolgte und die logische Fortsetzung der von Rüchenmeister großgezogenen ständischen Sonderinteressenwirtschaft war. Königsberg, Braunsberg, Elbing, Danzig, Kulm und Marienwerder und Thorn und fast alle anderen Städte beschloßen dort, daß sie einander wechselseitig ihre Privilegien schützen wollten, notfalls auch gegen den Hochmeister, — wer Augen hat zu sehen, kann aus diesem Beispiel ableiten, wohin die falsche Verwöhnung der ständischen Privatmannsstandpunkte die staatliche Macht noch seit jeher geführt hat. Ironischerweise nannte sich dieser Verein der Magistrate auch noch „Preussischer Bund“!

Während Rusedorf diese Dinge treiben ließ, während er nicht hindern

konnte, daß nun Holländer und Engländer in die Ostsee eindrangten und das alte Erbe des hanfischen und des Ordenshandels an sich rissen, während im Frieden von Brest 1435 der Hochmeister sich unter dem Druck der Stände verpflichten mußte, seine litauischen Gegenspieler zu bestätigen, glitt der Orden den großen Demütigungen des Zweiten Thorner Friedens unaufhaltsam entgegen. Zwar war Rusedorfs Nachfolger, Hochmeister Ludwig von Erlichshausen, aus besserem Holz geschnitten als der unselige Küchenmeister und sein schattenhafter Nachfolger, aber er stand völlig allein: Er konnte nicht hindern, daß der Marienwerdersche Bund sich immer stärker gegen den Orden stellte, daß es 1454 sogar zum offenen Aufstand der Städte und zugleich zu einem beispiellos unwürdigen Angebot des preussischen Landadels an die Polen und im Anschluß daran zu jenem 13jährigen Kriege von 1454 bis 1467 kam, in dessen Verlauf Preußen zu einer Wüstenei wurde! Zeitweise wurde von den Polen, an deren Seite die Nachfahren der Cidexsenritter, vor allem der erbärmliche Pate des Städtebundes, Hans von Beisen, standen, Preußen in 4 Woiwodschaften aufgeteilt! Schließlich aber konnte sich der Orden im östlichen Preußen doch halten, weil er noch einmal, bei König unter Führung des vierten Heinrich Reuß von Plauen, den uns die Ordensgeschichte nennt, zu siegen verstand. Was für eine Ironie der Geschichte!

Dennoch konnte die Schlacht von 1454, die fast dem polnischen König das Leben gekostet hätte und dem polnischen Adel ungeheurer schwere Verluste zufügte, den Orden nicht mehr grundlegend retten. Die Söldner, die seit Jahren keinen Lohn mehr gesehen hatten, ließen sich die festen Schlösser verpfänden. Ludwig von Erlichshausen hat vielleicht nur unter Druck die Verpfändungsurkunde gezeichnet, aber er hat nicht hindern können, daß er an jenem unseligen 4. Juni 1457, nachdem die Goldateska unter Führung eines tschechischen Landsknechtführers die Marienburg an die Polen verkauft hatte, von seinen Söldnern gefangen genommen und aus der Burg nach König verschleppt wurde. Von dort floh er nach Königsberg, und seither sind die letzten Hochmeister des Ritterordens immer in Königsberg geblieben. Die Marienburg, die dank der Küchenmeisterschen Politik unter so schamlosen Umständen ausgeliefert wurde, ist dann erst an jenem 14. September 1772 wieder preussisch geworden, an dem General von Thadden sie im Auftrage Friedrichs des Großen mit dem Regiment Sydow in Besitz nahm.

Zwar ragt auch später, aus dem Jahre 1460, noch einmal ein Nachklang des alten Marienburger Heldenepos auf, es ist die Zeit im Sommer 1460, wo „Heinrich IV. Ordensritter von Plauen“ mit Bartholomäus

Blume die Stadt gegen die in der Burg hausenden Polen hält, die Zeit, in der dieser Bartholomäus Blume seinen Kopf aufs Schaffott legt für die Idee, von der aus Marienburg einst groß geworden war.

Aber als dann, wieder sechs Jahre später, der zweite Thorner Friede zustandekommt, in dem der Orden auf ganz Pommerellen, auf Kulm, auf Danzig, auf Elbing und auch auf die Marienburg verzichten muß, die Erlichshausen kurz zuvor noch mit aller Entschiedenheit zurückgefordert hatte, da wird es Nacht über der Ordensgeschichte.

Die weiteren Königsberger Hochmeister, wie Truchseß und Hans von Siefen, können die schweren Scharten, die Küchenmeisters falscher und würdeloser Machttraum dem Orden an Ruf und Ehre, an Land und Macht gekostet hat, nicht wieder wettmachen. Erst als (nachdem der alte Hans von Siefen als polnischer Lehensuntertan sein Leben tief unten am Dnjeestr gelassen hat) Friedrich von Wettin Hochmeister wird und die Kraft des sächsischen Fürstenhauses dem Orden zugutekommt, gewinnt er wenigstens sein politisches Prestige zurück. Der Wettiner ist auch, mit Unterstützung Kaiser Maximilians, der erste Hochmeister, der sich entschlossen und erfolgreich weigert, dem polnischen König zu huldigen.

Als dann die Nachfolge des Wettiners 1511 an den jungen, 21jährigen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach übergeht, kommt endlich neues Blut in die alten Ideen. Unter unsäglichen Schwierigkeiten, aber auch großen Glückszufällen, deren größter in diesem Falle die Reformation war, gelingt es dem jungen Hohenzoller, der bettelarm an der Spitze des ausgehungerten Staates steht, der zwei Jahre warten muß, bis er das Geld zusammen hat, um ins Reich reisen zu können, den alten Ordensstaat auf Luthers Rat in ein weltliches Fürstentum unter polnischer Lehenshoheit umzubilden. Im April 1525 schließt er, nachdem er sich zuvor mit Moskau verbündet und einen schwierigen Krieg mit Polen bestanden hat, nachdem er — oft gegen die Meinung seiner sämtlichen Räte — seinen zähen hohenzollernschen inneren Widerstand gegen alle Schwierigkeiten durchsetzen konnte, am Ende des vierjährigen Thorner Waffenstillstands von 1521 mit König Sigismund von Polen den Krakauer Frieden und die preussische Beilehnung. So hat es mehr als ein Jahrhundert gedauert, bis Albrecht von Hohenzollern das Erbe Michael Küchenmeisters politisch überwand.

Treitschke erzählt, wie einst der letzte Keuß von Plauen im Vorüberreiten einen Söldnerhaufen getroffen hatte, der gerade dabei war, eine alte Ordensburg abzureißen und wie er ihm zurief:

„Brecht ihn nur ab, den alten Sündenkasten, aber Kindes-
kind wird es beweinen!“

Kindeskind hat es wahrlich genug beweinen müssen, was die Schwäch-
linge, die Heinrich von Plauen stürzten und den Charakter der deutsch-
polnischen Auseinandersetzung erst durch ihre Unterwürfigkeiten von Grund
auf feindlich machten, zu verantworten hatten, indem sie aus wahrhaft
heiligen Schlössern „schlimme Sündenkästen“ machten.

Die Sünde des Ordens, die sich nirgends so scharf verkörpert hat wie
in Michael Küchenmeister, ist seine Mittelmäßigkeit gewesen. Der Fall
des Ordens ist weniger seine Schwäche, als die Tendenz, die er auf das
Populäre, auf das Privatmännische, auf das Serienmäßige und Bürger-
liche nahm, nachdem ihm die Härte und Schonungslosigkeit, die einst einen
Kniprode und einen Schindkopf, einen Drselen und einen Braunschweig in
den Stand gesetzt hatte, den Orden über alle anderen Staaten der Erde zu
erheben, an Heinrich von Plauen den Epigonen unerträglich geworden
war. Michael Küchenmeister als verkörperte Mittelmäßigkeit, die zur
Vermessenheit wird, sobald sie politische Ansprüche stellt, steht heute noch
warnend für jeden an der Schwelle des Ordens, der dem visionären und
raumgeistigen Gesetz, das durch den Orden zu uns spricht, seine neidischen
Zweifel entgegensetzt.

Das landschaftliche Gesetz wies den Orden in den Osten, aber zu-
gleich in die sinnvoll von unten nach oben gegliederte Autorität, deren
Spitze sich in ihre Verantwortung nur mit dem Gewissen, niemals mit den
Gebietigern, geschweige denn mit den Ständen teilen konnte. Das raum-
geistige Denken der alten niederdeutschen Hochmeister hatte sehr wohl
gewußt, daß der Orden mit der slawischen Rasse nicht in ewiger Feind-
schaft leben, daß sich sein altes Blut von ihr aus erneuern und verjüngen
und von der so belebten Rassenkraft her den Nordostraum der Ostsee und
des Nahen Ostens erschließen konnte. Dazu schuf er sich den Rückhalt
des Deutschmeisters und den Vorposten des livländischen Meisters. Als
Michael Küchenmeister, der immer nur das Kleine und Nächstliegende
und bestenfalls das Gutgemeinte sah, sich nacheinander um die klare Her-
renstellung im preussischen Raum, um den deutschen Rückhalt und den
baltischen Vorposten brachte, bewies er nur, was bisher noch alle klein-
bürgerlichen, aber auch alle reaktionären, alle methodischen, aber auch alle
emphatischen Menschen bewiesen haben, daß er in der Politik nicht land-
schaftlich — vom Boden in die Weite — zu schauen verstand.

Heute ist der baltische Vorposten verloren, aber dafür hat das Kraftfeld des Ostseekreises einen neuen Sinn bekommen. Und der Rückhalt am Reiche ist stärker denn je. Heute hat die preussische Sendung in Bindung an die nordische und niedersächsischen Idee im Osten wieder eine konstruktive Aufgabe: die Volkskraft eines Reiches kann heute an den Osten gebunden und vom Osten her verjüngt werden. Bleiben wir bei der liberalen Nationalität stehen, so wird die slawische Mutter uns überwinden. Begreifen wir aber den Orden richtig und von seinen landschaftlichen Voraussetzungen her, dann ist hier der Ausweg, hier allein, von dem aus das Gute in der Politik und damit auch in der Kunst angebahnt werden kann. Wie aber können wir das Gute in der Gegenwart gewinnen, wenn wir nicht einmal unterscheiden können, was in der Vergangenheit echt und was in ihr unecht, was Rasse und was Mischung war?

Das Erlebnis der Geschichte ist nicht kritiklos. Von der Geschichte her kommt uns erst die Kritik, die unser Leben, die jedes deutsche Leben über die innere Küchenmeisterei erhebt, die uns von vergangenen Zeiten, und nicht immer von der Vergangenheit her, bisweilen noch anhaftet. Die Tragik oder wenn man will: die erschütternde, im wahrsten Sinne erschütternde Tragikomik Michael Küchenmeisters gibt uns die denkbar tiefsten Aufschlüsse über den Orden und sein Schicksal, aber auch über uns und unser Schicksal!

Friedrich der Große hat in den Mémoires de Brandebourg mit rücksichtsloser Schärfe die Niedergangszeit des Ordens gegeißelt. Zwar war Friedrich, der später die Marienburg zum Kornmagazin machte und das Hochschloß von Marienwerder abbrechen ließ, um eine Kaserne zu bauen, ein Mensch des Kokos, den die Gotik nicht ansprechen konnte. Und doch hat er, da in ihm wie in allen großen Staatsmännern die landschaftliche Vision und das raumgeistige Denken lebendig waren, den Orden fortgesetzt, als er die Warthe und Nege und ihre Sümpfe besiedelte und damit die raumpolitisch notwendigen, für Preußen absolut lebensnotwendigen Landschaften Westpreußens kolonisationsmäßig erschloß.

Erst dadurch wurde das alte neumärkische Kriterium des Ordens und die politische Naturwidrigkeit, die der zweite Thorner Frieden in Pommern geschaffen hatte, vom staatspolitischen Standort und vom Raum aus überwunden. Deshalb dürfen wir, so notwendig und nützlich für beide Teile eine preussisch-polnische Friedenspolitik heute ist, niemals Friedrich preisgeben, den Friedrich der westpreussischen Länderbrücke, — wir geraten sonst an Küchenmeister. Wir sollen heute nicht in billigen Worten sprechen. Billige Worte sind in der Politik noch immer Medaillenfähr-

seiten politischer Schwächen gewesen: so haben der Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und Wilhelm I. auf Kommentare verzichtet, aber Friedrich I., Friedrich Wilhelm II. und Wilhelm II. haben sich selbst kommentiert. So haben die Kniprode, Drselen und Plauen ihre Taten getan, aber Küchenmeister und Rusedorf haben oft und gern an diesen und jenen appelliert.

Wir sollen uns das Kriterium des Ordens und der landschaftlichen Gesetze, von denen er ausgeht, nicht leicht machen. — Wir sollen darauf verzichten, so billige Sachen zu sagen, wie etwa, daß wir heute da wieder anfangen, wo der Orden aufgehört hat. Dafür sollen wir uns mit dem Orden auseinandersetzen, sollen einen Sinn bekommen für das gewaltige Prinzip, das ihn zur Größe führte, aber auch für die tragische Notwendigkeit, die ihn zerbrach.

Das Preussische ging ins Reich, aber „wie Deutschland die größte Tat Preussens wurde, so wird nun Preußen wieder die größte Tat Deutschlands sein müssen“. Setzen wir uns mit der Geschichte auseinander, mit ihren Wendepunkten, wie Küchenmeister einer ist, wie später Bischofswerder, noch später Hardenberg, ganz zuletzt Fürst Bernhard Bülow einer war, und erkennen wir daraus das Geschichtliche in uns selbst. Nicht die taktischen, sondern die visionären Menschen haben das Recht auf den Staat, auch sie aber nur, wenn sie die Küchenmeisterei in sich überwinden. Denn der „endlose Vorpostendienst des Ordens“ wird zur politischen Gelegenheit des 20. Jahrhunderts, das nur die Wachen, nicht die Befangenen, das nur die Selbständigen, nicht die Genormten bestehen können, und dessen Anforderungen an das Geschick bestimmt nicht geringer, sondern eher noch höher sein werden, als die der früheren Jahrhunderte es waren.

Das Lutherische Werk im Osten

In die Hölle des Lebens kommt nur der wirkliche
Adel der Menschheit; alle anderen stehen davor
und wärmen sich bloß.

Friedrich Hebbel.

Wer den Protestantismus aus dem Feld seiner größten, segensreichsten und entscheidenden Aufgabe heraus verstehen will, der muß zunächst die Werdung des preussischen und östlichen Raumes sehen.

Der preussische Raum entstand, indem der Orden, der mit den großen hellenischen Traditionen aus Aëkon kam, sich mit der Hanse begegnete, die, von der Triebkraft ihrer seherischen Mission bewegt, nach Osten vorstieß.

Was hat das mit Protestantismus zu tun? Zunächst ganz allgemein insoweit, als alle Religionen von Größe eine gemeinsame überhöhte Ebene von Heroismus haben, von der aus Christentum und Buddhismus, Hellas und Mekka, am vorzüglichsten aber Hellas und Christentum und die alten Heroengötter der Germanen sich miteinander verständigen können.

Darüber hinaus hat die Verbindung von der königlich-kaufmännischen Hanse mit dem Orden Santae Mariae einen viel tieferen Sinn, tiefer auch noch, als er sich aus der Begegnung der beiden großen Rebellen des Mittelalters ergeben mochte. Dieser Ritterorden hatte die santissima opportunita, die Wendigkeit, die bis auf den heutigen Tag die politische Ausdrucksweise der katholischen Kirche und insonderheit ihrer Hochform im Vatikan geblieben ist, zugunsten eines opponierenden, rebellierenden und kolonisierenden Rittertums von Selbstlosigkeit und Strenge, von Spartanität und Realität überwunden. Während die Architektur des Ordens jenes köstliche Standbild der Santa Maria entwarf, das heute von der Ostfront des Hochschlosses, der Marienburg, symbolgebend in die östliche Weite hineingestellt ist, war dieser Orden selbst unwissentlich längst zu einer Vorform des Protestantismus geworden.

Und von der Hanse, an deren Häfen und an deren Backsteinkirchen die Romanitas, die römische Art, niemals zur Wirkung kam, gilt das

in ähnlicher Weise, vielleicht noch deutlicher und schärfer. Wenn wir endlich einmal rückschauend die Geschichte aus der größten Synthese dieser Welt, aus dem Zusammenklang von Politik und Kunst sehen wollen, dann kann man sagen, daß wie die Romanitas zu ihrer Reise des Sandsteins und der Hügel und Berge für ihre Kathedralen und Kapellen bedurfte, so auch der Protestantismus seit jeher die Ebene und Weite und ihre Verschmelzung mit den Wirkungen der Backsteingotik nötig hatte, aus der er seine Dome und Burgen schuf.

Daß der Osten, daß das „erste Preußen“ zwischen erstem und zweitem Thorner Frieden zugrunde ging, lag daran, daß Orden und Hanse gleichzeitig versagten; der Orden, nachdem der fade Geschmack sizilianischer Ritter ihn der Strenge und Disziplin wahrhaften politischen und soldatischen Menschentums entfremdet hatte; die Hanse, weil in ihren Kontoren die Ware allmählich über das „Mittel zum Zweck“ hinaus zum Herrn der Rauffahrteiflotten geworden war. Und wenn dennoch damals die Grenze des Reiches nach Osten, die so oft geschwankt hat, nicht bis an die Elbe zurückfiel, wenn dennoch damals mit dem Erbe des Ordens nicht auch zugleich das Erbe Heinrichs des Löwen vertan wurde, so lag das daran, daß zu jener Zeit die Niederlage des ersten Preußen von dem Aufstieg der Reformation abgelöst worden ist. Und daran, daß die große Schicksalsfügung der Deutschen dem Dstraum zwei protestantische Männer schenkte: Luther in Wittenberg und Albrecht von Hohenzollern in Königsberg.

Wittenberg war damals nicht nur in Nüchternheit und Frömmigkeit, in Disziplin und Sammlung die Metropole des Ostens, sondern es hatte diesen Rang auch im Hinblick auf die Weite und räumliche Ausspannung lutherischer Beziehungen und Ideen. Von Wittenberg aus wurden zahllose östliche Studenten und Geistliche ausgebildet. Es war ein ständiger Wechsel, ein stetes Geben und Nehmen zwischen Wittenberg und Königsberg, Wittenberg und Danzig, Wittenberg und Thorn und sogar zwischen Wittenberg und Warschau. Wie einst Heinrich I., der Sachse, von der Meißener Albrechtsburg aus in amtmännischer Zähigkeit und Schlichtheit, die sich sehr stark in staatsmännische Größe umsetzen konnte, die Grenze des Reiches nach Osten vortrug, so hat auch Luther den Osten gesehen und betreut.

In Albrecht von Hohenzollern, dem letzten Hochmeister des Ordens und ersten Herzog in Preußen, setzte sich das Erbgut des Ordens unmittelbar in protestantische Politik um. Dieser protestantische Fürst, der

Königsberg zum „Wittenberg des Ostens“ machen wollte und dadurch unbewußt Potsdam vorbereitet hat, kann geradezu der weltanschauliche Reformator von Preußen und zu Preußen hin genannt werden.

*

Wem haben wir denn eigentlich die Erhaltung des deutschen Ost-
raums während der drei Jahrhunderte vom zweiten Thorner Frieden bis
zur ersten polnischen Teilung zu danken, wenn nicht in erster Linie den
beiden protestantischen Städten Königsberg und Danzig, von denen aus
immer wieder mit allen Mitteln an der Erhaltung des Deutschtums im
Ostraum gearbeitet ist? Was Albrechts Nachfolger geleistet haben,
was vor allem Friedrich Wilhelm, der die Salzburger nach Preußen
zog, vom Osten aus tat, wird erst jetzt allmählich bekannt und erkannt.
Aber die Aufgabe und Leistung des Danziger Rats, der niemals dem
polnischen Staat untertan wurde, sondern nur aus taktischen Gründen
ein loses Lebensverhältnis zur Person des jeweiligen Königs von Polen
eingegangen war, liegt demgegenüber noch viel zu sehr im Dunkel. Wer
weiß denn heute noch, daß die Kreditpolitik dieses Danziger Rats durch
die drei Jahrhunderte hin viel weniger auf wirtschaftliche, als auf po-
litische und zumal politisch-protestantische Interessen im heutigen preußi-
schen Raum, einschließlich des Korridors, abgestellt war? Und wer macht
sich eigentlich noch klar, daß drei Jahrhunderte hindurch der deutsche
Ostraum einem großen Netz vergleichbar war, das nur von den zwei
Angelpunkten Königsberg und Danzig aus gehalten wurde? Heute, wo
Danzig wiederum Mittler, Angelpunkt und Brücke geworden ist, wo
Ostpreußen wieder anfängt, sich aus der Inselauffassung auf die Brücken-
aufgabe zu besinnen, ist es notwendig, davon zu sprechen. Es erscheint
aber auch notwendig, angesichts dieser erschütternden Größe protestanti-
scher Erinnerungen im östlichen Raum einmal deutlich zu sagen, daß
der Protestantismus es bisher nicht verstanden hat, aus sich, ähnlich
wie etwa das Heer, den Traditionsträger für solche Überlieferung her-
auszubilden.

Die katholische Propaganda behauptet, das katholische Ermland sei
während dieser drei kritischen Jahrhunderte der Hort des Deutschtums
im Osten gewesen; auch das ist eine aus der santissima opportunita ge-
borene Behauptung. In Wahrheit hat der Bischof von Ermland in
engerer Beziehung zum König von Polen gestanden, bis zur dritten Teilung.

lung hin, als jemals der Danziger Rat. Wenn außer Königsberg und Danzig noch jemand die protestantische Aufgabe im Ostraum gehalten hat, dann sind es höchstens die Schweden gewesen, deren Absichten aber, wenigstens nach Gustav Adolf, bestimmt sehr viel eher machtpolitisch als protestantisch waren. Trotzdem wollen wir das schwedische Verdienst nicht deshalb verkleinern, weil es sich vermischt hat durch die Tatsache, daß Preußen zweimal seine Front gegen Schweden nehmen mußte. Preußen hat, denken wir nur an Österreich, noch öfter seine Front gegen Mächte nehmen müssen, die später seine Alliierten wurden, und solches dürfte auch noch nicht zum letztenmal der Fall gewesen sein.

Wir haben ferner daran zu denken, daß der erste Korridor, der kaschubische, der vom Ermland aus manche Unterstützung hatte, durch die Jahrhunderte hin die protestantische Aufgabe im Osten unterband. Wir haben wenig von Unterstützung durch den protestantischen Teil des polnischen Adels in jener Zeit gesehen; wohl aber wissen wir, daß die protestantischen Räte in den deutschen Städten Pommerellens alles getan haben, was in ihren Kräften stand, um die Brücke zwischen den preussischen Landschaften offen zu halten, und wir entsinnen uns dabei des Thorner Blutgerichts, das dann zu einer der Hauptantriebskräfte der polnischen Aufspaltung wurde.

Die historische Grundlage der traditionellen Politik des preussischen Königshauses vom großen Kurfürsten bis zum alten Herrn war protestantischen Geistes. Wie Preußentum und Sozialismus zusammengehören, so gehören auch Preußentum und Protestantismus zusammen. Wir verwahren uns dagegen, daß jetzt vom Standort der santissima opportunita aus ein gefährlich geistreicher katholischer Autor ein geistreiches Buch über unser Königshaus schreibt, in dem sich die Bemerkung findet, daß die Hohenzollern infolge ihres reformierten Glaubens sehr geeignet waren, zwischen ihren protestantischen und katholischen Untertanen zu vermitteln. In Wirklichkeit ist es gerade ihr Protestantismus gewesen, der die Könige von Preußen befähigen konnte, auch ihre katholischen Untertanen großzügig und gleichberechtigt zu behandeln. Bis von Frankreich aus mit dem Nationalitätenprinzip auch das Konfessionsprinzip die alten Ordnungen erschütterte, haben die Könige von Preußen protestantischen Geist geübt, indem sie keinerlei konfessionelle Frage in ihren Landschaften aufkommen ließen. So haben zum Beispiel die Kaschuben überhaupt erst vor knapp hundert Jahren erfahren, daß der König von Preußen nicht katholisch und auch nicht kaschubisch war.

Wir verkennen nicht, daß einzelne katholische Staatsmänner, wie z. B. auch Windhorst, etwas Deutsches und nicht nur etwas Römisches wollten, wenn sie die Polen des Preussischen Staats zu sich herüberziehen suchten, aber sie wurden dabei zur Kraft, die Gutes will, indem sie Böses schafft. Es läßt sich nicht bestreiten, daß der Kulturkampf, den wir post festum nur bedauern können, aus den Polenproblemen des preussischen Ostens heraus entstanden ist. Es läßt sich auch nicht bestreiten, daß Polen und Zentrum von 1848 bis 1918 volle 70 Jahre hindurch an der Unterspülung des preussischen Staates gearbeitet haben. Dieser Preussische Staat aus der Zeit nach dem alten Herrn, vielleicht aber schon seit den „Gründerjahren“ offenbart sich unserer Geschichtsbetrachtung als eine Sammlung von Systemen, bei denen Polen und Zentrum im Osten und Freimaurer und Industrielleralismus im Westen und Dissidenten und Juden in der Mitte unter dem Schutz einer Scheinkrone, die sich selbst sentimental nahm, und die von einem rauschenden Fest zum andern „repräsentierte“, die Auflösung aller Ordnungen und damit aus der Zerstörung Preußens und zumal seiner protestantischen Grundlage die Entstehung eines katholisch gebundenen Polens vorbereiteten.

Dieses Reich lebte seit den Gründerjahren bis zum Anbruch des Dritten Reiches dem Osten gegenüber von einer völligen Verkennung der Psychologie, die den Osten nun einmal bedingt, und so wollen wir uns denn nicht wundern, wenn auch eine unpsychologische Kirche entstand. Während Deutschland psychologisch den Polen unterlag, überwand die romanitas die erkennbaren Reste des protestantischen Preußensozialismus. Während der letzte Prälat der katholischen Kirche sich als der Repräsentant eines weltweiten vatikanischen Imperiums ansah, fehlte dem durchschnittlichen evangelischen, längst nicht mehr „protestantischen“ Geistlichen der Blick für die weltweiten Aufgaben seiner Kirche und oft genug war die „Gartentlaube“ sein einziger Orientierungspunkt. So müssen wir uns heute nicht wundern, wenn die santissima opportunita gegenüber den „Dogmen“ eines kleinbürgerlich gewordenen „Protestantismus“ ein leichtes Spiel gehabt hat.

Und wir müssen bereit sein, jetzt auch in religiöser Beziehung endlich die Folgerung aus der uns gegenwärtigen Revolution zu ziehen.

Neue Kulturkämpfe können wir nicht führen; einmal widerspricht dem unser sittliches Empfinden, zum andern steht dem unsere außenpolitische

Lage ohnehin entgegen. Wir müssen aber vom Protestantismus aus den Osten wieder stark machen, ohne uns dabei konfessionell zu erschöpfen. Wir können und wollen auch nicht einseitig sein, wollen auch keine Eroberungen und wollen dem Katholizismus, sofern er sich in genügenden Distanzen zum Ultramontanen hält, in den ihm gemäßen Landschaften geben, was seines ist. — Uns liegt nichts ferner, als konfessioneller Hader alten Musters. Weil wir auch außenpolitisch Sozialisten sind, sehen wir klar, daß wir die romanitas räumlich und von der Weichselebene aus überwinden müssen.

*

Dazu gehört vor allem einmal, daß die Kirche vor unseren Grenzen erkennt, daß sie zunächst protestantische und dann erst artdeutsche Aufgaben hat. Wenn jetzt im baltischen Raum deutsche Geistliche bereits wieder von estnischen Gemeinden angefordert werden, so sollen sie die Konsequenz daraus auch im Politischen ziehen: es ist wichtiger, daß die protestantische Kirche in preußischer Absage an die alte Nationalität das Vorfeld baltischen Raumes und des gesamten nahen Ostens geistig und politisch gewinnt, als daß sie sich in der Seelsorge für einen oder zwei Bevölkerungszehnte deutscher Minderheit verausgabt und immer noch die kindlichen Expansionsgelüste einer verstorbenen alldeutschen Generation breittreibt. Wenn wir auch im Kirchlichen politisch zu denken vermöchten, so hätten wir diesen Weg längst beschritten, so hätten wir mit dem Sitz in Königsberg ein protestantisches Bistum, das seinen Einfluß von Finnland bis zur Ukraine herunter geltend machte, und das auch imstande wäre, der jetzt immer deutlicher werdenden außenpolitischen Tendenz des Vatikans (der in Rußland die Erbschaft der orthodoxen Kirche anzutreten plant) von gleichwertiger protestantischer Ebene aus das Paroli zu bieten.

Wie die Toga des Richters, so wird auch der Salar des Geistlichen wieder revolutionär wirken müssen, zumal in Preußen und vor allen Dingen in Ostpreußen. Ostpreußen hat in dieser Beziehung das Glück, der politischen Führung eines Mannes zu unterstehen, der auf dem Wege über die starken protestantischen Bewegungen des Wuppertals überhaupt an die Politik und an den Osten gekommen ist. Aber es wird auch ihm auf die Dauer nichts fruchten, daß er die Synthesis von Sozialismus und Protestantismus, von Osten und revolutionären Boden-

ständigkeiten wieder wahr machen und in Realitäten als Dienst am Führer umsetzen will, wenn nicht eine entsprechende Zahl politischer Menschen und politischer Geistlicher diese große „Brückenaufgabe“ um der Sache willen mit ihm vertreten.

Der wirkliche Geistliche ist entweder unwahr oder sozialistisch, etwas anderes gibt es nicht. Das heißt: Er kann immer nur entweder ein protestantischer Sozialist sein, in dem vom Orden über Luther und Preußen bis hin zur nationalen Revolution die Brandfackel politischen und religiösen Erlebnisses brennt, oder aber ein auf eine Kanzel verirrter Theoretiker. Darin wird auch der Sinn der „Deutschen Christen“ zu sehen sein, ein Sinn, der so groß, so stark von Luther über Fichte und auch Hegel bis Hitler hin befruchtet ist, daß man es verstehen kann, wenn er noch nicht durchgängig überall begriffen wurde. Die Zeit, wo Nietzsche in überschärfstem Spott sagen konnte, daß unsere Philosophen und Prediger „lauter Schleiermacher“ seien, muß aus solcher politischen Geistlichkeit heraus überwunden werden.

*

Wir sprechen so oft von der Parallele zu 1813, die vieles Richtige und Erhebende für sich hat, vergessen aber nur zu oft, daß auf das Pathos von 1813 die eisgekühlte Leidenschaft der Unterhändler von 1815 folgte, hinter denen das „heilige Römische Reich deutscher Nation“ und die „santissima opportunita“ der Romanitas-Staaten standen und die Revolution der Freiwilligen um ihre besten Erfolge betrogen. Vergessen wir also auch nicht, daß, wenn wir jetzt das 1813 des 20. Jahrhunderts erleben, wir vielleicht das 1815 dieses 20. Jahrhunderts in Form der Entscheidungen gegen die katholische Kabinettsdiplomatie noch nicht überwunden haben.

Wenn das Reden heute in einer Zeit, wo die Massenrede ausgedient sein sollte, einen Sinn hat, dann nur als absolut offenes Reden zwischen Männern und Generationen. Der Führer hat seinen Sieg errungen, indem er der Stadt vom Landmann, dem Landmann von der Stadt, dem Norden vom Süden und dem Süden vom Norden sprach, um sie zu einen. Wenn wir zur Geistlichkeit vom politischen Geistlichen sprechen, dann hat es keinen Sinn, einen Typ zu lobhudeln, der noch keinesfalls ausgereift ist; wohl aber hat es Sinn, von den Gefahren dieses politischen Geistlichen zu sprechen.

Und da sehen wir die Gefahr der überspizten Rassenideologie, der wir Hitlers Nürnberger Satz von der gegebenen Vielfalt aller Rassen im deutschen Raum entgegenstellen müssen. Und da sehen wir ferner vor allem die Gefahr, daß der politische Geistliche zum politischen Funktionär und damit zum Zerstörer seiner eigenen Aufgabe wird. Da sehen wir die Gefahr des „Dogmas“ und der Ausschließlichkeiten, wie denn auf alle deutschen Revolutionen bisher ihr Barock gefolgt ist. Da sehen wir auch die vom Führer mit weitem Blick umgangene Gefahr einer vollstaatlichen Reichskirche, die vor allem im Hinblick auf die entscheidende politische Stellung der protestantischen Kirche im Korridor Unabsehbares an Schädigung heraufbeschworen hätte. Und vielleicht auch eines Tages wieder persönliche Gefahren. Es ist uns noch nicht beschieden, zu wissen, durch wie viele Rückschläge wir unsere große Bewegung hindurchtragen und wie oft wir sie noch von Mitläufern reinigen müssen.

Die Aufgabe der wahrhaft sozialistischen und protestantischen Kirche innerhalb alles dessen wird es sein, jede einzelne Kirche, ähnlich wie die Festungskirchen in Siebenbürgen es sogar in konkreter Hinsicht sind, zu einem Vorposten, einer Klammer und einem Widerstandszentrum des Reiches zu machen.

*

Setzen wir also auf der ganzen Linie die Kraft des Glaubens den Spaltpilzen des Intellekts entgegen und setzen wir auf der ganzen Linie den Ernst einer positiven, aber aus dem Innern heilig bekennden Kritik dem billigen Schwall allzu pulveriger Selbstsicherheit gegenüber; dann bekommt auch das Wort von der festen Burg Gottes einen Sinn, der den unzweifelhaft gigantischen Größenmaßen unserer Gegenwart gerecht wird und ihr wieder entspricht. Unsere Aufgabe ist nicht unsere allein. Auch die heute Dreißigjährigen müssen erkennen, daß sie noch zwischen den Generationen und im Niemandsland stehen, und daß frühestens die Generation ihrer Kinder der neuen Weltanschauung eines politischen und religiösen und östlichen Sozialismus gerecht sein kann. Aber wie schon die Aufgabe des ersten Johannes eine große Aufgabe war, so ist auch die Forderung der Gegenwart an uns Größe, und zwar um so mehr, je tiefer sie letztlich in Tragisches mündet. Und wir können, so gesehen, dieser gärenden und

behenden Gegenwart schon gegenübertreten mit dem Vers des politischen Dichters Hans Schwarz:

„Wer jetzt den Adler nicht am Himmel sieht,
Dem werden auch die Toten nicht begegnen.
Und ob er noch so heiß an Kreuz und Gräbern kniet,
Die leeren Gräber werden ihn nicht segnen.“

Barock auf preussisch

Studie über den Großen Kurfürsten

Von den furchtbaren Krisen bei der Entstehung des Staates, von dem, was er ursprünglich gekostet hat, klingt noch etwas nach in dem enormen absoluten Vorrecht, das man ihm gewährt hat.

Jakob Burckhardt.

Das barocke Stilgefühl war während des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts zunehmend dynastisch geworden. Während des Dreißigjährigen Krieges trat immer deutlicher die Hausmacherepolitik an die Stelle der Glaubenspolitik. Mochte sich bei Kaiser Ferdinand II. und III. auch beides verschmelzen, mochte der alte General Tilly auch fest überzeugt sein, zu höherem Gefallen der Heiligen Jungfrau zu handeln, wenn er weite Gebiete evangelischer Landesherrschaften verwüstete, so hinderte das doch nicht daran, daß die Fülle der Cerenissimi den Krieg ohne jede Rücksicht auf die ihnen anvertrauten Völker nur noch als Gelegenheit betrachteten, um Abenteuer oder Geschäfte zu machen. Und vielleicht wäre der furchtbare Krieg noch lange als Kampf aller gegen alle weitergegangen, wenn nicht von Frankreich her entscheidende und große Gesichtspunkte ihm ein neues Antlitz gegeben hätten.

Dort war nach einem Aufstieg voll beispielloser Demütigungen und Schwierigkeiten Armand Duplessis-Richelieu an die Macht gekommen. Obwohl er fast während der ganzen zwei Jahrzehnte seiner Regierung, die von 1624 bis 1642, bis zu seinem Tode, gedauert hat, von einer wilden innenpolitischen Gegnerschaft bekämpft wurde, die er nur mit härtesten und grausamsten Mitteln unterdrücken konnte, so hat er doch ein vollkommen neues Frankreich und eine ganz neue französische Weltgeltung geschaffen. Allerdings brauchte er nicht, wie später seine deutschen Gegenspieler, aus dem Nichts anzufangen. Die Grundrisse der Schöpfungen Ludwigs XI., der Frankreich geeinigt, und Heinrichs IV., der es zum erstenmal organisatorisch erfaßt hatte, waren in dem allgemeinen Auflösungsprozeß der Bürgerkriege noch erkennbar. Aber während Richelieu das Land durch seine Intendanten regieren und seine Gegner, darunter die Blüte des alten französischen Adels, aufs Schafott schicken ließ, gab er dem Lande ein neues großes außenpolitisches System:

So war er der erste, der den Grundsatz aufstellte, man müsse seinen Gegner „übrunden“, ein Grundsatz, den später sein gelehrigster Schüler, Ludwig XIV., in seiner Türkenpolitik vollkommen deutlich machen sollte. So war er auch der erste, der sich darüber Gedanken machte, daß man

Europa nur raumpolitisch beherrschen könne, nur durch Gleichgewichtspolitik, und er war entschlossen, diesen Grundsatz auf Kosten der Mächte zu verwirklichen, die sich im Dreißigjährigen Krieg auf seine Rechnung verbluten sollten. Er hatte erkannt, daß die spanisch-habsburgische Allianz sich wie ein großer würgender Ring um Frankreich schnürte — nur wenn es gelang, diese katholische Allianz zu sprengen, nur dann konnte Frankreich leben und herrschen. So zögerte er, der im Innern des Landes die Gegner der katholischen Lehre, die Hugenotten, blutig bekämpfte, keinen Augenblick, seine Außenpolitik mit den in den Dreißigjährigen Krieg verblissenen protestantischen Mächten zu treiben. So gewann er die Niederlande für sich, so schickte er mit Hilfe seines Geldes den dänischen König auf französische Rechnung ins Feld. Und als dieser unglückliche Christian IV. bei Lutter am Barenberg geschlagen war und den demütigenden Frieden von Lübeck (1629) schließen mußte, da gewann der Kardinal mit Hilfe seiner guten Politik und seines guten Geldes den König von Schweden für sich. Gustav Adolf trat freilich selbständiger auf, als es seinem großen Geldgeber lieb war (vor allem der auf den Breitenfelder Sieg folgende Marsch nach Süddeutschland war sehr gegen Richelieus Absichten), so daß der grand cardinal erleichtert aufatmete, als ihn die Nachricht erreichte, daß der „nordische Löwe“ bei Lützen gefallen sei. Die Wahl seines Nachfolgers, Bernhard von Weimar, war wiederum ausschließlich Richelieus Werk, dessen barocke Politik damit immer deutlicher über das Schicksal des Dreißigjährigen Krieges bestimmte.

Erst als der Weimaraner bei Nördlingen (1634) vernichtend geschlagen wurde, rüstete Frankreich auf eigene Rechnung. Es kam in seinem Schicksalsjahr 1636 an den Rand des Verderbens, weil die französischen Heere zuerst nicht stand hielten und die Gegner bis vor die Tore von Paris rückten. Als dann aber der Kardinal keinen Augenblick die Nerven verlor und die Krise seinem Willen untertan machen konnte, da bekam er vollends die Entscheidungen über das Geschick des Dreißigjährigen Krieges in die Hand. Er wollte diesen Krieg, dessen Friedensentwurf er längst aufgestellt hatte, nach seinem Willen verlängern. Deutschland sollte erst ganz mürbe werden, ehe Frankreich den Griff nach Luxemburg und dem Elsaß unternahm. Der Protestantismus Martin Luthers und Gustav Adolfs hatte aufgehört, ein Gesprächsstoff zu sein. Niemand brauchte mehr zu fürchten, daß das Herzogtum Preußen wie zu Albrechts Zeiten in der Weltgeschichte mitreden würde. Dieses Herzogtum war verwüstet, in ihm regierten die Stände den schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm und außerdem stand es in polnischer Lehenshoheit und die traurigen Wasas auf dem polnischen

Thron waren in Frankreichs Hand. Frankreich würde Schweden an der Ostsee sitzen lassen, als Drohung gegen den Kaiser; es würde auch Brandenburg etwas verstärken, damit wiederum Schweden nicht zu übermütig würde. Die barocke Kabinettsdiplomatie Richelieus hatte auf der ganzen Linie gesiegt, als er 1642 starb und seinem klugen Schüler Mazarin die Geschäfte übergab. Frankreich hatte ihn gehaßt, aber er hatte Frankreich groß gemacht.

*

Zwei Jahre vorher hatte die „Herrschaft“ von Brandenburg-Preußen der zwanzigjährige Friedrich Wilhelm geradezu hoffnungslos angetreten. In Preußen regierten die Stände, außerdem war das Land vollkommen verarmt; ganz Brandenburg hatten die Schweden in Pfand, in Cleve saßen mit fetten Schuldscheinen die niederländischen Pfeffersäcke. Schritt für Schritt arbeitet er sich vor: 1644 setzt er durch seine Mutter, die Schwägerin Gustav Adolfs, bei dessen Tochter Christine die Räumung von Krossen und Frankfurt an der Oder durch. Es sind die ersten Städte, die feste Garnisonen bekommen. Vier Jahre später bekommt er, der sehr viel mehr verlangt hatte, im Westfälischen Frieden auf Frankreichs Veranlassung anstatt des ersehnten Stettin Hinterpommern ohne Cammin und die Anwartschaft auf Magdeburg. Erst als er sich hinter den Kaiser steckt, wird das Land Hinterpommern ihm geräumt; langsam belegt er es mit seinen Garnisonen, die er jetzt planmäßig bildet. Er ist beim Westfälischen Friedensschluß zu spät aufgestanden, — das wird seine Rettung. Das preussische Barock hat keine Zeit, Perücken aufzusetzen. Es muß seine Entscheidungen alle durch erhöhtes Tempo gewinnen. Es ist diesem Kurfürsten vollkommen gleichgültig, mit welchen Methoden er seine Gewinne einstreicht, er ist darin ein ganz und gar barocker Fürst, aber im letzten Sinne strebt er nach viel höheren als bloß hausmachtpolitischen Zielen.

1654 dankt die Königin Christine von Schweden, die mehrfach den Heiratsangeboten des Kurfürsten von Brandenburg einen Korb erteilt hatte, zugunsten ihres Vettters Karl X. Gustav ab. Das ist ein großer, ein ganz großer Soldat, von dem das Wort her stammt: „Das Zeltlager ist meine Residenz und meine Heimat ist die Armee!“ Er kündigt sofort den schwedisch-polnischen Waffenstillstand von Stuhmsdorf und greift Johann Kasimir von Polen an. Jetzt muß der Kurfürst sich entscheiden. Er kann Preußen entweder verlieren oder es als souveränen Staat gewinnen. Nachdem auch Oliver Cromwell ihm geraten hatte, die schwedische Partei zu wählen, schließt er im Januar 1656 in Königsberg den historischen Vertrag mit Schweden, wonach jetzt der König von Schweden

an Stelle des Königs von Polen zum Lehenherrn über Preußen wird, dem er zugleich das Ermland abtritt. Wenige Monate darauf, im Juni, folgt in Marienburg das Militärbündnis. Wenige Wochen später, vom 28. bis 30. Juli 1656 steigt dann die große Schlacht bei Warschau, die nach wilden Schwierigkeiten von den „beiden Riesen des Nordens“ gewonnen wird. Aber schon auf dem Schlachtfelde kommt es zu Differenzen, weil der Kurfürst von seinem schwedischen Vetter die volle Souveränität über das Herzogtum Preußen verlangt. Erst als die Tartaren in Preußen einfallen, das halbe Land in furchtbarer Weise verwüsten, gibt Karl Gustav im November 1656 nach und bewilligt im Vertrag von Labiau dem Kurfürsten die Souveränität über Preußen. Wenige Wochen später reitet der Schwedenkönig wieder ins Feld, diesmal gegen die Dänen.

Der Kurfürst aber führt, wesentlich auf den Druck seiner ersten Frau, Luise Henriette von Dranien und seiner Schwester, die den Herzog von Kurland geheiratet hat, die große Schwenkung von Schweden weg und zu Polen hin in rücksichtsloser Weise durch. Was kümmert es ihn, wenn selbst die Kabinette des barocken Zeitalters jetzt vom „brandenburgischen Wechselfieber“ sprechen. September 1657 bewilligt auch Polen ihm in Wehlau die Souveränität über Preußen, wenige Monate später, im Bromberger Traktat vom November 1657, nimmt er von Polen die hinterpommerschen Kreise Lauenburg und Bütow sonderbarerweise zu Lehen. Im Jahr darauf nimmt er an einem ersten großen Koalitionsfeldzug des Kaisers, der Niederlande und der Polen gegen seinen Bundesgenossen Karl X. Gustav von Schweden teil. Dieser mächtige schwedische König hat die Dänen überrannt, hat dann mit ihnen den Frieden von Koeskilde geschlossen, durch den endlich Halland und Schonen schwedisch werden und ist dann wieder über das Eis der Blekinge geritten, um den Dänen vollkommen den Garaus zu machen. Auch Friedrich Wilhelm führt in Schleswig-Holstein glänzende militärische Taten aus. Er erobert Alsen, wo zwei Jahrhunderte später die preussischen Truppen wiederum so ruhmreich kämpfen sollen. Aber das Machtwort aus Paris genügt, um die Koalition zum Stillstand zu bringen und Friedensverhandlungen einzuleiten.

Sie ziehen sich durch das ganze Jahr 1659 hin und kommen erst am 3. Mai 1660 zu dem historischen Abschluß des Friedens von Oliva. Mit diesem Frieden, hinter dem noch der Schatten Mazareins sichtbar wird (der erst im folgenden Jahr gestorben ist), verzichtet Polen ein für allemal auf alle schwedischen Thronfolgeansprüche, Brandenburg-

Preußen erkennt seine Entschädigung aus dem Westfälischen Frieden, die es bekanntlich lediglich Frankreich zu verdanken hatte, unumwunden an; dafür bewilligen sämtliche Mächte dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Souveränität über Preußen. Wenige Wochen vor dem Abschluß, dessen Grundlagen er indessen noch erlebte, starb Karl Gustav in Gothenburg. Der Kurfürst hatte damit die Hände frei.

Nur die Preussischen Stände sind anderer Meinung. Sie behaupten, nicht gefragt zu sein und ihre Vorrechte aus der alten polnischen Libertät nicht preisgeben zu wollen. Friedrich Wilhelm verwendet jetzt fast seine ganze Energie auf dieses Thema. Er selbst kommt im Oktober 1662 auf längere Zeit nach Königsberg und hält den Ständen in Gegenwart von 3000 Bewaffneten eine Rede. Aber erst im Herbst des folgenden Jahres, nachdem der Kurfürst den Wortführer der städtischen Ständeschäften, Hyronimus Rohde, in Haft hat abführen lassen, geben sie nach. Es kommt zu einem Kompromiß, bei dem aber wenigstens die landesherrliche Souveränität anerkannt wird. Fast zehn Jahre später sollte über den Fall Kalkstein erneut die ganze Gegenbewegung wach werden. Der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein war verhaftet, zum Tode verurteilt, begnadigt und auf sein Gut verbannt worden (1668). Er floh nach Warschau, wo er gemeinsam mit Rohdes Sohn und dem Wahlkönig Michael Wisnowirski gegen den Kurfürsten intriguierte. Der Kurfürst ließ ihn rechtswidrig über die Grenze bringen. Der preussische Gesandte Eusebius von Brandt, gegen den dann allerdings ein Scheinverfahren eröffnet ist, ließ ihn in eine Tapete wickeln und nach Preußen bringen. Gegen das geltende Recht ließ der Kurfürst den Delinquenten in Memel von nichtpreussischen Richtern verhören und obendrein foltern. Hingerichtet ist er aber erst im Sommer 1672, als er in seinen ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich rückte. Unter der furchtbaren Härte dieses Kurfürsten haben sich dann auch die Stände gebengt. Diese Härte war notwendig. Sie entsprach der Geschichte des alten Ordenslandes, das immer nur durch Strenge und Disziplin regiert worden war. Drei harte Urteile stehen am Wege der preussischen Geschichte; das Todesurteil des Kurfürsten gegen Kalkstein, ohne das es nie eine wirkliche Staats Souveränität in Preußen gegeben haben würde; das Todesurteil Friedrich Wilhelms I. gegen den korrupten Regierungsrat von Schlubhut, ohne das es im preussischen Staat kein sauberes und untadeliges Beamtenamt gegeben hätte, und das Todesurteil dieses Königs gegen Ratte, ohne das die Ehre des preussischen Offiziers verloren gegangen wäre. Das Todesurteil gegen Kalkstein nahm die Härte des Ordens wieder auf. Dieses Urteil hatte

noch einen tieferen Sinn, als die Todesurteile Richiliens. Hier wurde das Barock auf preussisch geformt.

Die zweite Auswertung des Olivaer Friedens lag für den Kurfürsten in seiner polnischen Politik. Schon 1658, als er gemeinsam mit dem katholischen Kaiser und mit den katholischen Polen ins Feld zog, um den protestantischen schwedischen König zu schlagen, hatte Fürst Lubomirski mit dem Kurfürsten verhandelt, ob er nicht bereit sei, die polnische Krone anzunehmen. Er war im Prinzip bereit. Hinter diesem Gedanken mußte für ihn der alte föderative Plan Winrichs von Kniprode stehen, der einst daran gedacht hatte, den Nordosten zur Plattform einer großen räumlich gedachten Machtpolitik zu machen. Der Herr über Preußen, Hinterpommern, Kur-, Alt- und Neuemark, der Herr des stehenden Heeres hätte als König von Polen den Kampf gegen die polnischen Stände und später auch den gegen Wien aufnehmen können. Die Verhandlungen haben sich jahrelang hingezogen. Sie sind gescheitert, weil Friedrich Wilhelm sich weigerte, aus formalen Gründen eine katholische Messe zu lesen. Es ehrt diese große barocke Fürstengestalt, die in ihrer Kabinettsdiplomatie so unglaublich oft die Fronten gewechselt hat, daß sie in Glaubensfragen nie um eines Haaresbreite von ihren protestantischen Bekenntnissen abgewichen ist („was hülfte es mir, wann ich eine große Krone gewönne und nähme doch Schaden an meiner Seel!“). Aber politisch rächte sich hier der Fehler von 1657. Niemals hätte der Kurfürst die gemeinsame protestantische Front mit Karl X. Gustav preisgeben dürfen. Es gab in Mecklenburg, sogar in Glebe, viele Möglichkeiten, Schweden für Stettin zu entschädigen. Schweden war das einzige Land, das imstande gewesen wäre und auch daran interessiert sein mußte, den Kurfürsten von Brandenburg auf den polnischen Thron zu bringen. Der Friede von Oliva, dessen letzte Unterschriften Karl X. Gustav, der in fünf Jahren den Ostseebereich so sehr revolutioniert hatte, nicht mehr erlebt hat, war ein magerer Ersatz für die große Gelegenheit, die sich Friedrich Wilhelm drei Jahre zuvor am Ostseebereich entgehen ließ. . . .

Der Kurfürst hat den Olivaer Frieden und die ihm nachfolgende außenpolitische Situation, bei der Brandenburg-Preußen bald wieder zum Zünglein an der Waage wurde, noch in einer anderen Weise geschickt ausgenutzt: er setzte sich kurzerhand in den Besitz des ganzen von der altmärkischen Grenze bis Halle reichenden Bistums Magdeburg, auf das er im Westfälischen Frieden Anwartschaft bekommen hatte. Auch den langen Kampf mit den Magdeburgischen Ständen hat er schließlich siegreich bestanden. Seine Mittel waren, wie sich das fürs barocke Zeit-

alter gehört, nicht immer wählerisch: so hat er zum Beispiel in der Mark den Ständen dafür, daß sie seine Hoheit anerkannten, die Leibeigenschaftsrechte über ihre Bauern erweitert. Und doch hat sein Streben nach Ordnung und Sauberkeit auch hier zugleich den ersten großen Schritt auf die soziale Frage im Staate hin bedeutet.

*

Mit der Regelung der hinterpommerschen und magdeburgischen Erwerbungen, mit der Stabilisierung der Herrschaft über die Preussischen und Magdeburgischen Stände hat der Kurfürst den größten Teil seiner politischen Erfolge erreicht. Es beginnt jetzt die Zeit, wo er in Überschätzung seiner Kräfte versucht, zum außenpolitischen Gegner Ludwigs XIV. zu werden.

Dabei war diese Linie keineswegs klar ausgeprägt. Es ist ganz falsch, anzunehmen, daß irgendwelche nationaldeutsche Gewissensgesichtspunkte den Kurfürsten bei dieser im übrigen sehr widerspruchsvollen Politik geleitet hätten. Vor allem ist es ganz falsch, sich dabei auf seine berühmten Flugschriften zu beziehen, deren bekannteste „Ehrlicher Deutscher“ er beispielsweise verfaßte, während er gemeinsam mit dem katholischen Kaiser und den katholischen Polen 1658 gegen den protestantischen Schwedenkönig zu Felde zog. Seine französische Politik ist diktiert von seinen elvischen Interessen. Niemals kommt ihm der Gedanke, der später seinen Enkel, Friedrich Wilhelm I., so sehr beschäftigt hat, daß nämlich Cleve und Berg gegen Gebietszuwachs im Osten eingetauscht werden könnten.

1669 schließt er zum erstenmal ein zehnjähriges Subventionsabkommen mit Frankreich. Der große Finanzminister Ludwigs XIV., Colbert, der zugleich als der Schöpfer des französischen Mittelstandes gelten kann, mißtraut dem Kurfürsten und leistet nur die ersten Raten pünktlich. Bald genug gelingt es Habsburg, den Kurfürsten von Frankreich zu trennen und ihn auf die Seite einer antifranzösischen Koalition zu ziehen, die 1672 auch gegen Frankreich ins Feld rückt, wobei allerdings der österreichische Oberfeldherr Montecuccoli den Befehl hat, jede ernste Kampfhandlung zu vermeiden, so daß alles ausgeht wie das Hornberger Schießen. Trotzdem 1674 ein Bündnis mit Schweden geschlossen ist, zieht die sog. Quadrupelallianz der Niederlande, der Welfen, des Brandenburgers und des Kaisers wieder ins Feld. Während auch diesmal in der Schlacht bei Türckheim die Österreicher unter Bournonville auffallend passiv sind, haben die Franzosen unter Androhung der Subventionsperre die Schweden den Brandenburgern auf den Hals geheßt. Friedrich Wilhelm verliert in seinem Schweinfurter Winterquartier keinen Augenblick die Nerven. Erst als er sich mit Holland über

gemeinsames Vorgehen geeinigt hat, rückt er am 5. Juni aus Schweinfurt ab. Keine 20 Tage später überfällt seine Vorhut die Schweden bei Rathenow. Dieses blitzartige Marschieren ist für das barocke Zeitalter ein vollständiges Novum. Unter dem Eindruck dieser Märsche hat Friedrich Wilhelm seine größten militärischen Erfolge errungen, so auch jetzt den Sieg von Fehrbellin (28. Juni 1675), der sich aus dem Vorpostengefecht von Rathenow ergibt. Er setzt sich stark dem feindlichen Feuer aus; er leitet die ganze Schlacht selbst aus der vordersten Linie. Das mag zu den vielen Legenden beigetragen haben, die sich an diese Schlacht knüpfen, obwohl sie meistens nicht wahr sind. So ist die Geschichte mit der Insubordination des Prinzen von Homburg eine Erfindung und Stallmeister Froben ist auch nicht auf dem Schimmel des Kurfürsten, sondern auf seinem eigenen Pferde, allerdings fast neben seinem Herrn, gefallen. Aber schon die bloße Tatsache dieser Legenden sagt etwas aus, womit der Kurfürst einen großen Vorsprung vor Ludwig dem Vierzehnten gewinnt. Zwei Jahre vorher, im Vertrag von Vossien, hatte er sich tief vor Frankreich demütigen und dem König der Franzosen die Zusicherung geben müssen, daß er ihn bei einer deutschen Kaiserwahl als Kandidaten unterstützen wolle. Aber Fehrbellin wiegt viele Vossienabkommen auf.

Jetzt geht ein langes Marschieren durch Pommern los, wobei die zweite Frau des Kurfürsten, Dorothee, verwitwete Herzogin von Celle und geborene Prinzessin von Holstein, ihren Mann begleitet. Anklam wird unter ungeheuren Blutopfern von mehr als 3000 Mann erobert, auch Stralsund, an dem Wallenstein sich einst vergeblich die Zähne ausgebissen hatte, fällt unter schweren Opfern Friedrich Wilhelm in die Hände. Endlich am Neujahrsmorgen des Jahres 1678 räumen die letzten 300 halbverhungerten Helden der schwedischen Besatzung auch Stettin. Und doch ist noch kein Ende des Feldzugs da, denn bald darauf greifen, im Herbst 1678, die Schweden von Riga aus Ostpreußen an und reiten bis vor die Tore von Königsberg. Friedrich Wilhelm mobilisiert seine unvergleichliche Kavallerie, die, wie später einmal Friedrich der Große gesagt hat, „gewohnt war, sich um Heu und Lorbeeren zu schlagen!“ Am 20. Januar 1679 geht er mit 5000 Reitern bei furchtbaren Kälte in der Nähe von Marienwerder über das Eis der Weichsel. Dann läßt er Schlitten requirieren. In wenigen Tagen hat er 1200 Schlitten zusammen, auf die er seine allernotwendigste Infanterie verlädt. In Gilmarschen führt er jetzt seine Truppen über das Eis des Frischen Haffs nach Königsberg. Während er selbst dort bleibt, reiten seine Reiter — infolge der Nähe des Gegners allerdings ohne Schlitten — über das

Eis des Kurischen Haffs und fassen unter Führung des Generals Hennings von Treffensfeld die völlig überraschten Schweden in der Flanke. Der „baltische Angriff“ bricht auseinander. Nur wenige hundert Schweden können sich durch die empörten Litauer, die jeden Schweden, den sie erreichen können, ermorden, nach Riga retten. Preußen ist frei.

*

Wann hätte diese Tatsache noch nicht den Neid der Nachbarn erregt? Der Kaiser läßt erklären, er „wolle im Norden keinen neuen König der Vandalen entstehen sehen“. Versailles aber läßt erklären, daß man unter keinen Umständen die völlige Vernichtung Schwedens dulden werde. Schon im August 1678, als Friedrich Wilhelm noch in Pommern stand, hatte Frankreich den erst kurz vorher an die Macht gekommenen Wilhelm III. von Oranien zum Sonderfrieden von Nymwegen gezwungen, bald danach hatten auch die durch die Niederlande preisgegebenen Welfen und die Spanier ihren Sonderfrieden gemacht. Jetzt schloß, ebenfalls in Nymwegen, der deutsche Kaiser seinen Sonderfrieden mit Ludwig XIV. Damit war der Kurfürst vollkommen isoliert. Der Glanz seiner Waffentaten war auf der ganzen Linie in Frage gestellt, weil er sich außenpolitisch auf falsche Freunde verlassen und in verkehrter Front gefochten hatte.

Er hat alles getan, was er irgend konnte, um das unter so gewaltigen Blutopfern eroberte Pommern zu halten. Er war bereit, der Geliebten des französischen Königs, der Madame de Maintenon 100 000 Francs, eine für damalige Zeiten enorme Summe, zu zahlen, wenn er nur Stettin behielte. Er war bereit, Elbing und das Oberland, das ja allerdings an das polnisch gebliebene Ermland grenzte, gegen Stettin herzugeben, alles umsonst. Schließlich hat er in seiner grenzenlosen Verzweiflung den wohl allerdings nicht ganz ernstgemeinten Vorschlag gemacht, ganz Ostpreußen gegen Pommern herzugeben. Auch das half ihm nichts. Ludwig XIV. zeigte sich als kalter Realist, dem das Testament Richelieus geläufig war. Dem Kurfürsten wurde ein neuer Krieg angedroht, wenn er nicht einlenken würde. So hat er denn schweren Herzens auf Grund des Ratsschlags seiner Ratgeber nachgegeben und so kam denn am 28. und 29. Juni 1679, also am Datum unseres Versailler Vertrages, das Traktat von St. Germain zustande, durch das der Kurfürst von Brandenburg den Schweden ganz Vorpommern und Stettin auf französischen Druck wieder herausgeben mußte.

Der so schwer gedemütigte Fürst hat versucht, eine realpolitische Folgerung aus diesem Ereignis zu ziehen, die nur vom Barock und seinen Methoden her verständlich werden kann. Er hat im August 1679 einen

erst Ende des 19. Jahrhunderts bekannt gewordenen Geheimvertrag mit Ludwig XIV. in St. Germain geschlossen, durch den er sich wiederum verpflichtete, den französischen König als Kandidaten einer deutschen Kaiserwahl in Vorschlag zu bringen und überhaupt mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen.

Raum zwei Jahre später, 1681, ist es dann sogar zu einem förmlichen Bündnis des Großen Kurfürsten und Ludwigs XIV. gekommen und dieses Bündnis ist, so schwer es dem alten Kurfürsten auch fiel, nicht einmal aufgekündigt worden, als Straßburg mitten im Frieden von den Franzosen weggenommen wurde und die furchtbaren Reunionskriege in der Pfalz begannen. Erst als 1685 im Oktober Ludwig XIV. auf Betreiben der Maintenon die Edikte von Nantes aufhebt, die Heinrich IV. zum Schutz der Protestanten erlassen hatte, da regt sich in Friedrich Wilhelm das alte protestantische Gewissen seines Vorfahren Albrecht von Brandenburg. Er stellt dem Edikt des französischen Königs, mit dem dieser die Protestanten vogelfrei gemacht hatte, das Edikt von Potsdam gegenüber.

Die Wirkung ist wunderbar. Die bedrängten Emigranten ziehen zu Zehntausenden nach Brandenburg-Preußen, — in Königsberg führt noch heute die „Französische Straße“ ihren Namen. Die kolonisatorische Kraft dieser meist hochgebildeten Handwerker kam dem jungen Staat, vor allem Berlin, wo nun bald jeder vierte Einwohner ein französischer Emigrant wurde, und dem jungen Potsdam zugute. So hat Friedrich Wilhelm gegen Ende seines bewegten Lebens noch eine große kolonisatorische Tat getan, die weit bis in unsere Gegenwart gereicht hat. Schon sein Urgroßvater, der Herzog Albrecht, hatte den Gedanken gehabt, man müsse das Land Preußen mit evangelischen Menschen besiedeln. Der Kolonisationsgedanke des Ordens war ja uralt und stammte noch aus den Zeiten der großen niederdeutschen Hochmeister und der Bundesgenossenschaft mit den Königen von Böhmen und den askanischen Markgrafen. Wenn Kurfürst Friedrich Wilhelm diesen Gedanken zum erstenmal in größerem Rahmen wieder in die Tat umsetzte, so machte er dadurch deutlich, wie lebendig in ihm das alte Erbe des Ordens war. Er hat diesen großen eng mit dem schöpferischen Protestantismus zusammenhängenden Gedanken seinen Nachkommen weitervererbt, vor allem seinem Enkel, Friedrich Wilhelm I., der ganz Ostpreußen durch das „litauische Retablissement“ erneuert hat, und seinem Urenkel, Friedrich dem Großen, der bekanntlich ganz Westpreußen vom Negebruch her kolonisiert hat. So steht der Große Kurfürst sichtbar als

Bindeglied zwischen den alten Ordensideen und dem jungen preussischen Staat, dessen erste Fundamente er gelegt hat.

In den letzten Jahren seines Lebens hat er aus der Summe seiner außenpolitischen Fehler mit geradezu seherischer Kraft noch einige politische Schlussfolgerungen gezogen. Er hat sich gesagt, daß Wien gegenüber Versailles doch das kleinere Übel sei und deshalb 1686 einen langfristigen Bündnisvertrag mit dem Kaiser geschlossen, der denn auch dank Dankelmanns Klugheit noch lange nach dem Ableben des Kurfürsten in Kraft geblieben ist und in dessen Rahmen 1701 der Kurfürst von Brandenburg als König von Preußen anerkannt werden konnte. Der alte Kurfürst hat auch diesen Vertrag erst geschlossen, als Habsburg ihm seinen Anspruch auf Schwiebus anerkannte. Daß unterdessen sein eigener Sohn und Nachfolger mit Wien einen Geheimvertrag schloß, mit dem er sich verpflichtete, Schwiebus wieder herauszugeben, konnte der alte so oft in seinem Leben betrogene Mann nicht wissen.

Schon 1684 hatte er diesen Kurprinzen Friedrich mit der ebenso schönen wie hochbegabten Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover verheiratet. Es kam ihm darauf an, durch gute Beziehungen zu Hannover seinen altmärkischen, Magdeburgischen und Ravensbergischen Besitz zu sichern. Im Februar 1686 hat er dann noch einen zehnjährigen Bündnisvertrag mit Schweden geschlossen, den man wohl die Summe seiner schwer erworbenen nordischen Erfahrungen nennen kann. Ludwig XIV. hat ihn deswegen zur Rede stellen lassen, aber er hat sich „herausreden“ können.

Seine letzten Tage sind von vielen Konflikten vergällt gewesen. Die Kurfürstin Sophie, die ein sehr launischer Charakter war, hat sich damals mit der Kurprinzessin Sophie Charlotte von Hannover so heftig überworfen, daß der Kurprinz sich weigerte, das Haus des sterbenden Vaters zu betreten, solange die Stiefmutter darin anwesend sei; erst nach vielen Schwierigkeiten ist er dann doch noch erschienen. Die hannoversche Partie ist anfangs überhaupt vielen Hindernissen in Berlin begegnet. Erst als Sophie Charlotte, die den Prunk ihres Mannes zeitlebens verachtet hat, Königin wurde, sind diese Beziehungen befestigt worden, die später enger werden sollten, als die zu irgendeinem anderen Haus (bekanntlich waren vier preussische Könige nacheinander mit welfischen Prinzessinnen verheiratet). Friedrich Wilhelm hat in seinem privaten Leben viele Bitternis erfahren, deren schlimmste wohl der Tod seines Kurprinzen Karl Emil im Schweinfurter Lager 1675 gewesen war. Je älter er wurde, desto einsamer ist es auch um ihn geworden. Und ziemlich einsam ist er dann auch am 9. Mai 1688 in seinem Potsdamer Schloß gestorben.

*

Wenn wir die vielen Mißgriffe seiner Diplomatie richtig beurteilen wollen, dann müssen wir zugeben, daß er keinerlei Erfahrungen und Traditionen zur Verfügung gehabt und alles erst aus dem Traditionslosen geschaffen hat. Seine Waffentaten sind der Anfang und die glänzende Ouvertüre preussischen Waffeneruhms gewesen, der von der Schlacht bei Warschau bis zum Jahre 1918 durch mehr als zweieinhalb Jahrhunderte die Welt erfüllt hat. Seine Herstellung der Staatsautorität ist beispielgebend gewesen bis auf den heutigen Tag. Der Gedanke des Fürsten als des ersten Dieners seines Staates ist in diesem Manne zum erstenmal unbewußt verkörpert worden. Seine protestantische Haltung und sein kolonialisatorisches Gewissen heben ihn weit und deutlich heraus aus der Menge der Cerenissimi des deutschen 17. Jahrhunderts. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, der alle Ordnungen und Begriffe verwirrt hatte, ist dieser Kurfürst Friedrich Wilhelm zum erstenmal wieder ein ordnender Richtpunkt und eine sammelnde Kraft in der deutschen Geschichte. Die ganze Spanne vom Hochmeisterlichen über das Preussische ins Deutsche ist in seinem Antlitz wie in seinem Willen und Planen ausgesprochen.

Bei ihm kommt es mehr als bei anderen auf das Willen und Planen an, weil es sich auf der Grundlage der großen Taten abspielte, die sein Schwert geschaffen hat. Vom Mythos dieses Schwertes aus erhebt sich das große Planen Friedrich Wilhelms, das seiner Zeit so weit vorausgeeilt war, daß es erst Friedrich dem Großen seine frühe und erst in Bismarck und dem alten Kaiser seine endgültige Erfüllung finden konnte, zum Widerspruch gegen Richelieu. Sein Leben ist die erste, deutliche Antwort, die von der Ostsee her an Versailles erteilt ist. Wir können in ihm unser Schicksal erkennen.

Zwar ist er in seiner Methodik ein barocker Fürst gewesen, aber seine Seele hatte den Schwung des Ewig-Deutschen östlicher Prägung, das vom Preussischen Raume, vom Ritterorden und von Preußen her allein imstande sein konnte, Deutsches zu schaffen. Zu seinen Lebzeiten war es seine Tragik, zu spät auf der weltpolitischen Bühne erschienen zu sein, nämlich als Richelieu sich schon vollendet und auch Mazarin bereits den Gipfel seiner Macht erklimmen hatte. Auf preussische Ewigkeitsrechnung umgerechnet war dagegen dieses Zuspätkommen, war jeder einzelne außenpolitische Mißgriff des Kurfürsten ein wahrer Segen, weil dadurch Preußen aus Barock entstanden ist, Preußen in seiner Wendung nach Osten und in der Gewalt seiner ewigen Unruhe.

Der königlich preussische Ordensstaat

Die Nationalwirtschaft Friedrich Wilhelms des Ersten

In ein großes Verhältnis, das fand ich oft,
ist die Einsicht leicht. Das Kleinliche ist's, das
sich mit Mühe begreift. Heinrich v. Kleist.

Der größte innere König von Preußen, wie der alte Oberpräsident von Schön Friedrich Wilhelm I. mit Recht genannt hat, schuf seinen Staatsaufbau aus der umfassenden Totalität eines praktischen Denkens, das zugleich einfach und universell war. Seine Grundpfeiler fand dieser Staat in Beamtentum und Armee. Erst als diesen beiden Fundamenten mit schonungslosester Härte ein eisernes Ehren- und Pflichtprinzip eingemppt war, konnte der „König der sozialen Diktatur“ auf ihnen einen umfassenden Staat aufbauen, bei dem eine starke und in sich doch vielgestaltige Binnenwirtschaft, bei dem ein umfassendes Kolonisationsprogramm und bei dem endlich ein neues politisches und dingliches Recht die Idee des preussischen Volkes mit dem Gedanken des völkischen Staates zu einer Synthese vereinigten.

Eine seiner allerersten Regierungsmaßnahmen hatte dieser nüchterne und amtmännische König, in dessen Adern übrigens mehr welfisches und oranisches als hohenzollernsches Blut floss, der sich selbst gelegentlich auf das Niederdeutsche berief und dessen Ausbildung sehr wesentlich in Holland und Hannover geformt war, in der deutlichen Absage an die alten überseeischen Pläne seines Großvaters gesehen. Dann war eine Weile nicht viel von grundsätzlichen und programmatischen Richtlinien im Sinne des sozialen Führerstaates zu hören, um so mehr aber von einschneidenden persönlichen und organisatorischen Maßnahmen. Alles ließ er bei sich selbst anfangen: Dieser in seiner Einfachheit so großartige König, der, als er von seiner Bevölkerung verlangte, daß sie Schrottbrot essen und damit den Brotpreis niedrig halten solle, verfügte: „ich will selber den Anfang machen auf meinem Tisch“, fing auch in seinen Verwaltungsreformen bei sich selber an. Der „Strich durch den Etat“ hatte mit einem Schlage den Jahresbetrag des königlichen Haushalts von 275 000 auf 55 000 Taler vermindert. Für Berlin, das damals, im Jahre 1713, nur 24 000 Einwohner zählte, bedeutete das zunächst einen schweren Schlag, auf dessen ungünstige Folgen der Minister von Brühlborn denn auch sorgenvoll genug hingewiesen hat. Und doch hatte der König schon mit diesen

ersten Anfängen seiner Regierungszeit weitblickend das Endziel gesehen, das nur mit umfassenden, niemals mit ausheffenden und flickenden Maßnahmen erreicht werden konnte: er wußte, daß er die Bevölkerung seiner Hauptstadt nur dann verdreifachen könne, wenn er ihr statt des Brotsamen, der bisher, wennschon sehr reichlich, von des königlichen Herrn Tisch gefallen war, eine neue organische in die Gesamtwirtschaft eingeschlossene Verdienstquelle erschlösse. Er steuerte hier wie überall konsequent auf die Endziele los und er nahm hier wie überall die Klagen seiner Untertanen, die ihn fast sein ganzes Leben begleitet haben, in Kauf. Wenn er seinen Hofetat auf ein Fünftel herabsetzte, wanderten Qualitätsarbeiter aus. Das war zu bedauern, aber wichtiger war es, die ersparten 220 000 Taler in den Aufbau der Armee zu stecken, denn die Soldaten ernährten die Bevölkerung schließlich besser. So gab er an die Stelle der entgangenen Verdienstmöglichkeiten lieber neue große Garnisonen. Auch darüber ein großes Wehgeschrei der aus ihren alten Herkömmlichkeiten aufgeschreckten Städte, ein Wehgeschrei freilich, das sich im Lauf der Jahrzehnte in ein nicht minder heftiges Bitten um neue Garnisonen verwandeln sollte. So zeigt sich mit dem Strich durch den Etat und mit der Absage an die Kolonialpolitik bereits der Beginn dieser einzigartigen Regierungszeit als ein konsequentes Hinarbeiten auf die Endziele, das sich nicht im geringsten durch die Kommentare der verschiedensten Interessenten behindern ließ.

Seine Personalpolitik hatte mit dem Schlendrian des Dreigrafsenkabinetts, das unter seinem Vater den jungen preussischen Staat an den Rand des Ruins gebracht hatte, schnell und gründlich aufgeräumt. Zwar war er kein Feind des Adels, wohl aber ein Feind der ständischen Eigensüchte und der egoistischen Auffassungen, die an die Stelle von Vorrechten nicht im mindesten Vorplichten setzen wollten. So hielt er es für gut, wenn er in seine Verwaltung junges bürgerliches Blut hineinbrachte, das er dann freilich, getreu seinen gesunden Auffassungen über den Leistungsadel, sehr häufig nobilitierte. Anfangs hatte seine Regierung unter groben Instanzen Schwierigkeiten zwischen Generalkommissariat und Domänenverwaltung, zwischen Finanzdirektorium und Militärverwaltung zu leiden gehabt. In dieses Chaos griff seine große, im Jagdschloß Schönebeck 1723 erlassene Verwaltungsreform ein, in der wir geradezu den Grundstein zum Aufbau der neuen preussischen Nationalstaatlichkeit sehen können. Hier wurden sämtliche Behörden zum erstenmal in Form eines alle Instanzen umfassenden Generaldirektoriums vereinigt. Als oberstes Gesetz wurde sämtlichen Dienststellen die strikte Innehaltung der vorgeschriebenen Stats angeordnet. Bald genug vereinigte er auch in

den Provinzen die Kriegs- und Domänenkammern zu einheitlichen Instanzen, womit zugleich der Grundstein zu den heutigen Regierungspräsidien geschaffen war. Zwar trat an die Spitze des neuen Generaldirektoriums ein adliger Militär, der weltgewandte und, wie sich später auf dem Umwege über Wien herausstellen sollte, leider gar zu weltgewandte General von Grumbkow. Im Innern der neuen Organisation aber standen an allen Schlüsselstellungen „neue Männer“. Sein alter Kabinettssekretär Kreuz, der jetzt die Aufsicht über die preussischen Westprovinzen und daneben die Oberrechnungskammer unterstellt bekam, stammte ebenso wie die Minister von Krautt, von Ratsch und von Fuchs aus neugeadeldom Hause. Die Mehrheit aller Räte im Generalkommissariat und im Finanzdirektorium war bürgerlich. In der Kurmärkischen Kammer machte das bürgerliche Element sogar 18 von 22 Räten aus, in der Magdeburgischen Kammer war es nicht anders. „Ich will offene Köpfe“, das war die Losung, mit der Friedrich Wilhelm an die fast erdrückende Problematik seiner Aufgaben heranging und mit der er ihrer auch Herr geworden ist. Wir schmälern seinen Ruhm wahrhaftig nicht, wenn wir an so tüchtige Männer wie Leopold von Unhalt und dessen Sohn, an die Minister von Ilgen, Kreuz, Prinzen, Truchseß von Waldburg, Graf Alexander und Christoph Dohna und schließlich Cocceji erinnern. Auch der spätere berühmte Kabinettssekretär Friedrichs des Großen, Sichel, ging aus dieser Schule hervor.

Erster und oberster Grundsatz dieser Verwaltung war nicht die Zahl der Gesetze, die sie erließ, sondern die Pünktlichkeit und Genauigkeit, mit der diese Gesetze eingehalten wurden. Herr von Ratsch war sozusagen Generalinspekteur für die frischerfundene preussische Pünktlichkeit und Sauberkeit geworden. Jeder Beamte, der eine Stunde zu spät zum Dienst kam, zahlte als Strafe mindestens ein volles Monatsgehalt. Im Wiederholungsfall wurde er cum infamia kassiert. Gegen die geringste Unterschlagung wurde mit drakonischer Härte vorgegangen. Das Urteil gegen den Königsberger Kriegs- und Domänenrat von Schlubhuth, das der König, obwohl die Verfehlungen an sich nicht sehr bedeutend waren, eigenmächtig auf Tod setzte und dessen Vollstreckung er obendrein selbst beivohnte, sollte ein warnendes Exempel sein und war es auch. Nicht weniger scharf ging er gegen den geringsten Versuch von Widergesetzlichkeit vor. Als man ihm, der ja auch selbst darauf hielt, daß alle Gehälter in seinem Staate auf den Tag pünktlich ausgezahlt wurden, einwenden wollte, ein Etat ließe sich nicht einhalten, kam andern Tages das Dekret: „Die Herren sagen, es sei nicht möglich, sollen aber die

Köpfe daran stecken und Wir befehlen hiermit ernstlich, es Sonder Raisonnieren möglich zu machen". Als in einem andern Fall drei höhere Beamte sich weigerten, eine Versetzung nach Gumbinnen auszuführen, war er nur schwer zu bewegen, sie auf Festung zu schicken, anstatt an den Karren. Kein Wunder, daß diese Verwaltung, die Friedrich Wilhelm zudem noch unausgesetzt persönlich inspizierte, bald in Ordnung kam und so gehorsam und elastisch wurde, daß sie den schwierigsten Aufgaben gewachsen war.

Zwar war es bei ihm, der im Interesse seines Staates und keinesfalls in seinem eigenen stets geldhungrig war, gelegentlich möglich, hohe Titel gegen hohe Zahlungen zu erwerben („Hasen fangen“ nannte er das) aber es wäre unmöglich gewesen, daß einer, von dessen Eignung er nicht vollkommen überzeugt war, unter ihm in irgendein verantwortliches Amt gerückt wäre. Unter seinem Vater hatten die Landräte sich mehr als Exponenten der Stände wie als Exponenten des Staates gefühlt, Friedrich Wilhelm, der in seinem zähen Kampf gegen die ständischen Sonderrechte, trotz aller Vorstellungen von hochstehender Seite unerbittlich blieb, minderte den Wert der landrätlichen Stellung wesentlich herab. Erst so war es seinem Sohn später möglich, den Sinn der Landratsstellung neu zu schaffen. In Ostpreußen unterstützten ihn die beiden schon genannten Dohnas, von denen der ältere freilich bald starb, und der Graf Truchseß zu Waldburg, sein treuer „Trug“, aus dem er den ersten Oberpräsidenten von Ostpreußen machte und der ihm leider auch viel zu früh entrisen wurde. Mit der Hilfe dieser Männer kam er in dem verwüsteten Lande, das der schwedisch-polnische Krieg so grauenvoll zerstört und das weder sein Großvater noch sein Vater wieder aufgebaut hatten, zu einer reinlichen Scheidung zwischen wahren Adel und ständischem Egoismus. Hatte er den Magdeburgischen Ständen entgegengerufen: „Was Stände, ich kenne kein Condominat mehr!“ so fuhr er nun die Ostpreußen mit dem prachtvollen an die Generalhufenkommission in Königsberg gerichteten Erlaß vom 25. April 1715 an:

„Die Hubencommission soll sein fortgang haben, ich komme zu meinen Zweg und stabilisiere die Suverenitet und setze die Krone ferst wie ein Roher von Bronze und lasse die Herren Junker den Windt vom Landthage!“

Der König sprach zwar ein mäßiges Deutsch, denn er war auf französisch erzogen, jedoch wird man zugeben müssen, daß diese Sprache deutsch genug war, um den ostpreussischen Ständen die Komplexe ihrer einstigen polnischen Libertät auszutreiben. Freilich wurde er auch dadurch nicht be-

liebster und die Beliebtheit wuchs auch nicht, als er von seiner ersten ostpreussischen Reise drei Wagenladungen voll zwangsweise rekrutierter Adelsfähne mit nach Potsdam brachte, um sie ins Kadettenkorps zu stecken. Aber hier kam doch schon langsam zum erstenmal dem preussischen Volk die Bedeutung eines Königs zum Bewußtsein, der immer zunächst bei sich selbst anfang, der immer erst die Großen hing, ehe er die Kleinen bestrafte, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Kleinen unter ihm nichts zu seufzen gehabt hätten. Dafür sorgte vor allem schon seine Soldatenpassion.

Schlimm waren die Mißgriffe seiner Werber, vor allem, bevor er 1733 das Kantonreglement eingeführt hatte, schlimm und drückend waren für den kleinen Mann die Lasten der Einquartierung, schlimm und drückend war auch gelegentlich der Ton, mit dem diese rauhe Gesellschaft sich dem Zivil gegenüber durchsetzen wollte, wenn schon der König gegen solche Übergriffe schonungslos vorging. Und doch steht neben der rein militärischen Leistung, die Preußen überhaupt erst bündnisfähig machte, und ohne die es bestimmt nicht so viele außenpolitische Schlappen und Mißstände überwunden hätte, riesengroß der wirtschaftliche Nutzen der großen Armee, die dem kleinen Mann in einem für damalige Zeiten unvorstellbaren Maße zu verdienen gab.

Das Heer seines Vaters war nicht schlecht gewesen. Es hatte dem Waffenglanz der Kurfürstenarmee in der Türkei, in Spanien, im Nahen Osten und am Rhein neuen Ruhm hinzugefügt, aber es war ein kleines, individualistisches Landsknechtsheer von 30 000 Mann geblieben. Friedrich Wilhelm schuf daraus eine straffe, für das damalige Europa ganz einzigartig durchorganisierte Armee von fast 85 000 Mann. Und er verstand es, dieses Heer für seinen jungen, an allen Ecken und Enden auf das äußerste beanspruchten Staat obendrein noch rentabel zu gestalten. Nur auf der Grundlage dieses mächtigen Selbstkonsumenten ist der Aufbau der Nationalwirtschaft Friedrich Wilhelms vollkommen verständlich. Wir meinen hier nicht nur, daß es ihm mit Hilfe von strengen Methoden, die noch schärfer und härter waren, als die bei seiner Zivilverwaltung (der er wiederum erklärte: „mir gehorchen 70 000 Militär und 11 000 Tintenflecker sollten nicht gehorchen?“) gelang, aus dieser Armee ein einheitliches Ethos herauszubilden. Wir meinen vor allem die wirtschaftliche Bedeutung dieses Heeres, das zu jener Zeit zugleich ein großartiges Arbeitsbeschaffungsprogramm repräsentierte. Droysen weist darauf hin, daß die Kosten dieses Heeres schon im Jahre 1722 fast 3,3 Millionen Taler, das sind fast 60 % der Gesamteinnahmen

des Staates und fast 80 % seiner Nettoeinnahmen, betrugen. Als erst nach dem Erlass des Kantonreglements die Desertionen nachließen und die einzelnen Truppenteile in einen engen Kontakt zu ihren Garnisonen kamen, als damit erst der erste Schritt auf die allgemeine Wehrpflicht hin getan war, förderte der König bewußt die Eingliederung seiner Soldaten in die wirtschaftliche Organisation seines Volkes. Er ließ sie Häuser bauen — es gab, wie die zeitgenössischen Chronisten berichten, Sergeanten, die mehrere Häuser besaßen — er ließ sie heiraten, so daß man, wie v. Dppeln-Bronikowski angibt, bald auf ein Regiment von 1000 Mann 500 Kinder rechnen konnte (getreu dem großen königlichen Grundsatz: „Menschen erachte vor den größten Reichtum“); er ließ anweisen, daß die Garnisonen ihre Verpflegungsfonds aus den Erträgen der näheren Umgebung bestreiten sollten. Er verbot seinen Offizieren bei Strafe der Kassation, daß sie Hafer oder Verpflegung aus dem Auslande bezögen. Er richtete seine Wehereien auf die Einkleidung des Heeres ein, das seit 1725 alljährlich neu eingekleidet wurde, ja, er erreichte sogar, daß sein geschlossener Handelsstaat auch noch die Monturenlieferung für einen großen Teil der russischen Armee in Auftrag bekam. Er gliederte überall an seine Garnisonen gewerbliche Betriebe für Heeresbedarf an. Er sorgte dafür, daß seine Truppen beim heimischen Landwirt und Gewerbetreibenden zu festen und normalen Preisen kauften. So wurden die Garnisonen geradezu zu Mittelpunkten des Aufbaus seiner Nationalwirtschaft, in der sich die Kette von Bauer zu Soldat und Handwerker immer deutlicher gestaltete.

Jede Einfuhr fremder Rohstoffe wurde mit Rücksicht auf diese Heeresproduktion nahezu völlig unterbunden. Vor allem aber sorgte er dafür, daß die Belieferung des Heeres mit Brotgetreide auch in härtesten Krisenzeiten gesichert war. Hier gründete er die großartige Einrichtung der Magazine, die zugleich der landwirtschaftlichen Bevölkerung feste und sichere Preise garantieren sollten. Durch diese Magazine war er imstande, in teuren Jahren durch den Verkauf seiner Vorräte die Preise zu senken, in billigen Jahren durch umfangreichen Einkauf die Preise zu heben. Zwar haben seine 21 großen Heereskornmagazine im wesentlichen den Charakter von Heeresvorratskammern gehabt, und erst unter Friedrich dem Großen ist die absolute Beherrschung des Getreidemarktes von der Gewalt des Staates her zu virtuoser Vollendung ausgebaut worden. Aber dennoch waren auch die Magazine Friedrich Wilhelms bereits feste Rückhaltspunkte der Nationalwirtschaft. Sie waren geradezu der Punkt, an dem die Interessenverflechtung von soldatischen

und landwirtschaftlichen Staatsuntertanen am deutlichsten in Erscheinung trat. Hier liegt die Brücke zwischen seinem militärischen Aufbau und seinen landwirtschaftlichen Großtaten. Schon 1722 hatte er die Einfuhr fremden und zumal polnischen Getreides verboten. Bald danach hatte er im Zusammenhang mit seinen Plänen zur Selbstversorgung seiner Armee zum erstenmal so etwas wie eine generelle Festsetzung der Inlands Kornpreise unternommen. Hiermit im Zusammenhang hatte er wiederum die Bestimmungen des Bauernschutzes herausgegeben, nach denen kein Bauer mehr nach dem Gutdünken der Guts herrschaft von seinem Hof getrieben werden konnte. Auch hier schließt sich wiederum eine Kette, wie denn Friedrich Wilhelm stets aus großen geschlossenen Zusammenhängen heraus gehandelt hat.

Es ist bezeichnend für diesen König, daß seine erste wie auch 27 Jahre später seine letzte Kabinettsorder sich mit der Fürsorge für seine bäuerlichen Untertanen befaßten. Seine erste Amtshandlung war der Erlaß des Hausgesetzes, das die Unveräußerlichkeit der Domänen ein für allemal festlegte, seine letzte betraf die mit Rücksicht auf die Hungersgefahren des erntearmen Jahres 1740 beschlossene Öffnung der Magazine zugunsten der nothleidenden Bevölkerung. Seine Domänen waren neben seinen Bataillonen geradezu das Lieblingsgebiet seiner so ungemein vielseitigen Arbeitskraft. Sie waren das Rückgrat seiner Staatslandwirtschaft und wie gut er sich auf ihre Förderung und Entwicklung verstand, das geht wohl am besten aus einer Tatsache hervor, die man gar nicht oft genug erwähnen kann, nämlich der trockenen und nüchternen Statistik seines Staatshaushalts, der gegen Ende seiner Regierungszeit zu fast 60% aller Ausgaben aus den Einnahmen der Domänen bestritten werden konnte.

Die königliche Domäne Friedrich Wilhelms lag inmitten einer größeren Anzahl bäuerlicher und Kolonistenbetriebe. Der Verwalter der Domäne hatte oft genug die Aufgabe, auch diese umliegenden bäuerlichen Betriebe mit zu überwachen, sie zu beraten und dafür zu sorgen, daß sie ihre Wirtschaftsweise in den großen staatlichen Rahmen einpaßten. Daneben sollten die Domänen anregend und beispielgebend auf die benachbarten größeren Güter einwirken. Aus der Summe der Erfahrungen seiner Domänenverwalter traf der König die Entscheidungen, die ihm für die Regelung des bäuerlichen Marktes und für den fortwährenden Ausgleich der Interessen von städtischer und ländlicher Bevölkerung notwendig zu sein schienen. Im Frühjahr 1714 hatte er, allerdings nur in Berlin, sein Magazin (die anderen waren damals noch nicht gegründet) öffnen

lassen, um der städtischen Bevölkerung, die unter der Einschnürung des Hofetats ohnehin sehr zu leiden hatte, nun nicht auch noch das Brot zu verteuern. 1720 wiederholte er diese Maßnahme, da auch damals ein schlechtes Jahr war. Dabei aber folgte ein außerordentlich bedenklicher Erlass, der auf die Berichte seiner Domänenverwalter zurückzuführen war, daß man noch schärfer als bisher jedem Versuch entgegenzutreten müsse, der aus der königlichen Getreidepolitik eine Spekulationspolitik machen wolle. Friedrich Wilhelm bestimmte nämlich, daß der Verkauf königlichen Getreides nur „auf die Unvermögenden und Armen“ beschränkt bleiben solle, Zwischenhändler wurden grundsätzlich ausgeschaltet. An die Stelle des Zwischenhändlers trat immer mehr die königliche Magazinalverwaltung und zugleich nahmen die königlichen Domänenverwalter in immer höherem Maße in ihrer Eigenschaft als landwirtschaftliche Treuhänder bisweilen eine Stellung ein, die bereits an die ersten Grundgedanken des heutigen Genossenschaftswesens erinnert.

Kein Wunder, daß diese Domänenverwalter aus dem besten Menschenmaterial genommen wurden, das dem König überhaupt zur Verfügung stand. Als er späterhin im vollen Zuge seines großen historischen ostpreussischen Kolonisationswerkes stand, hat er mehrfach Domänenverwalter aus dem Märkischen und vor allem aus dem Magdeburgischen trotz heftigsten Sträubens der Betroffenen nach dem Osten versetzt. Wir sagen: Domänenverwalter, und doch waren diese Verwalter, formaljuristisch gesehen, Domänenpächter, die allerdings aus begreiflichen Gründen stets nur kurzbefristete Verträge bekamen. Trotzdem ist der Begriff des Domänenverwalters richtig, denn diese Männer waren Amtsmänner des Königs, der die Landwirtschaft nicht privatgeistentli, sondern rein staatshoheitlich aufzog. Die Domäne im früheren Preußen stellt so etwas dar wie die Brücke zwischen dem alten Lehnswesen und den modernen agrarsozialistischen Vorstellungen von heute, mit denen wir jetzt im dritten Reich an die Behebung der großen liberalistischen Agrarkrisis herangehen.

Organisch wie alles in diesem neuen Staatsgefüge sich gestaltete, mußten diese neuen Schlüsselstellungen in der Landwirtschaft ihre Wirkung auf die beiden anderen Positionen des Landwirstandes ausüben: auf die Ritterschaft und das Bauerntum. Friedrich Wilhelm dachte nicht daran, das Rittergut als solches auflösen zu wollen. Er ließ ihm sogar eine Reihe von Privilegien, denn er wollte seinen Adel frei von wirtschaftlichen Sorgen und darum auch ungehindert in seinen Dienst als

Beamter, vor allem aber als Offizier treten sehen (obwohl er in beiden Fällen nicht daran dachte, bestimmte Berufsgruppen etwa nur Adligen freizuhalten). Und doch hat er in die adligen und ritterschaftlichen Privilegien überall da hineingegriffen, wo ein bäuerliches Interesse auf dem Spiele stand. Die Vorrechte der Ritterschaft wandelten sich auf der ganzen Linie bald in Vorpflichten um. Es kam ihm nicht in den Sinn, einen Großbetrieb zu subventionieren, weil es ein ritterschaftlicher Großbetrieb war, nur in der steuerlichen Frage behandelte er die Rittergüter, deren Besitzerfamilien ihm anderwärts dienten, bevorzugt. Im übrigen stand er genau wie wir heute auf dem Standpunkt, daß ein Großbetrieb, der nicht imstande ist, sich aus sich selbst zu versorgen, keinen Anspruch auf eine über die Allgemeininteressen hinausgehende Staatsunterstützung haben kann. Hatte er schon den Mut gehabt, die halbstaatlichen Selbstverwaltungskörperschaften der landschaftlichen Ritterschaften zu zerschlagen, so fand er nun auch den Mut, den Schutz der bäuerlichen Erbpächter im Rahmen der Rittergüter zu dekretieren.

Bald durfte kein adliger Grundherr mehr ohne königliche Genehmigung seine Bauern von Haus und Hof bringen. Er durfte sie nicht einmal mehr ohne Genehmigung der Regierung im Rahmen seines Ritterguts von einer Hoffstelle auf die andere versetzen. Umgekehrt wurde natürlich auch der Bauer an das Festhalten seiner Scholle gebunden. Friedrich Wilhelm sagte sich sehr richtig, daß ein Grundherr, der Bauern legt, kein wahrer Adliger oder Junker mehr sein könne, sondern allenfalls ein Raubritter oder Rebbe (im 19. Jahrhundert, als man Friedrich Wilhelm vergessen hatte, hat es leider wiederum sehr viele solcher Raubritter gegeben) und umgekehrt sagte er sich, daß ein freizügiger Bauer zum Abenteurer und Landstreicher wird. Wurde im Rahmen dieser Neuordnung, bei der die Bauernbetriebe zwar oft ärmlich, aber dafür schuldenfrei dastanden, ein Rittergut verkauft, so ging der „bäuerliche Erbpachtbesitz“, der natürlich als solcher auch nicht beliehen werden konnte, mit den gleichen Rechten und Verpflichtungen an den Käufer über. Der heutige Gauleiter von Ostpreußen, Oberpräsident Erich Koch, hat im Rahmen seines Auftrages „Traditionen nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik“, in dem er davon spricht, daß der Ostpreußenplan und das Erbhofgesetz voneinander untrennbar seien und als Einheit gedacht werden müßten, über diese Zusammenhänge einen sehr aufschlußreichen Satz geschrieben:

„Unter Friedrich Wilhelm I. war die Erhaltung eines zahlreichen und gesunden Bauerntums, wenn auch oft unter nicht ge-

rade sehr rofigen Lebensbedingungen, zunächst einmal sichergestellt. Erst mit der Steinschen Bauernbefreiung sind diese Zusammenhänge gelöst worden. So unzweifelhaft groß Steins Leistungen gewesen sind, es läßt sich leider nicht bestreiten, daß der Großgrundbesitz sich auf die zum Kauf freigewordenen bäuerlichen Betriebe gestürzt hat. So sind in Ostpreußen während des 19. Jahrhunderts bei gleichbleibender Zahl der Rittergüter deren Arealien verdoppelt. Es war der aufkommende Liberalismus, der die Art an die bodenständige von Friedrich Wilhelm I. geschaffene Grundlage der ostpreussischen Aktivierung legte!"

Die Domänen waren im Rahmen dieser organischen und bodenständigen Politik Friedrich Wilhelms geradezu Gegengewichte gegen den adligen Großgrundbesitz, der nach Ansicht des Königs seinen Sinn erst in seiner Eingliederung in die Zusammenschlüsse von Domänen und Bauernschaften wirtschaftlich finden konnte. Die Schaffung der Erbpacht war zu jener Zeit ein nicht weniger kühner und revolutionärer Vorgang, als heute das Erbhofgesetz. Schon unter dem Vater des Königs hatte der geistreiche Lothar von Wulffen die Anlage von Magazinen auf genossenschaftlicher Grundlage und die Einführung einer Erbpacht in Vorschlag gebracht. Jetzt endlich reifte die Zeit zu diesen umfassenden Reformen. Wie sehr von dieser geschlossenen Binnenwirtschaft aus auch wiederum der Landwirtschaft selbst geholfen wurde, das zeigte sich nicht nur in den erwähnten Jahren einer allgemeinen Teuerung, sondern auch 1730, als der König den Landwirten seiner Westprovinzen, deren Lage sich gefährlich zugespitzt hatte, in großem Umfange Korn zu sehr hohem Preis für seine Magazine abkaufen ließ. Auch die Domänenpächter konnten stets auf Ankauf durch die Magazine rechnen, während ein magazinaler Ankauf von Getreide aus den Betrieben der Rittergüter prinzipiell abgelehnt wurde.

Sobald die Domänenpächter von irgendwelchem Hamstern und Wuchern zu berichten mußten, griff Friedrich Wilhelm mit einer seiner schneidendscharfen Kabinettsordres, die bekanntlich auf der ganzen Linie nicht nur gelesen, sondern auch befolgt wurden, rücksichtslos durch. So ließ er schon Mitte der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts befehlen, daß kein Gutsbetrieb von einer Ernte zur andern mehr Getreide behalten durfte, als das, was für eigenen Gebrauch und Aussaat nötig war und diese Mengen ließ er fortlaufend durch Inspektoren kontrollieren. Auch hat er alle schlechten Jahre überstanden. Kurz vor seinem Tode, während der Teuerung des Jahres 1740, setzte er zum

erstemal Fest- und Höchstpreise für alle landwirtschaftlichen Getreidearten an. Auch verbot er das Branntweimbrennen aus heimischem Getreide und kontingentierte seine Getreidemengen. Schon 1736 hatte er Getreideausfuhrverbote für die gesamten preussischen Ostprovinzen seiner Monarchie erlassen. Den darauf prompt erfolgenden Entrüstungsturm aller seiner Interessenten, die diesmal natürlich hauptsächlich in den landwirtschaftlichen Kreisen selbst zu suchen waren, nahm er gelassen hin, um bald darauf, 1740, wiederum ähnliches zu befehlen.

Eine weitere Parallele zum Heute findet sich in der Schutzollgesetzgebung dieses großartigen Königs. Schon in der Gründungsakte für das Generaldirektorium, im Rahmen seiner Schönebecker Entwürfe, hatte der König bestimmt, daß die Schutzzölle für ausländisches Getreide so hoch gelegt werden sollten, daß dessen Einfuhr damit praktisch unmöglich gemacht würde. Zollpolitisch wurde sehr scharf zwischen in- und ausländischem Getreide unterschieden. Ausländisches Getreide durfte im wesentlichen nur über Königsberg ausgeführt werden, dessen Bedeutung als Umschlagsplatz für den gesamten Nahen Osten Friedrich Wilhelm ebenfalls als erster erkannt hat. Wer den Zollvorschriften des Königs entgegenhandelte, wurde mit Zuchthaus bestraft, im schlimmeren Falle mit Leibes- und Lebensstrafen, mit denen dieser harte König nie sehr sparsam umgegangen ist, vor allem dann nicht, wenn sie sich gegen die tragenden sozialen Gedanken seines Königtums richteten. Freilich wurde, wie auch Oppeln mit Recht sagt, das Richtige gelegentlich zum Starren. So wurde die Zollpolitik, so begründet und absolut notwendig sie an sich war, zum starren Schema, sobald, wie in den schlechten Jahren 1736 und 1740, die inländische Getreideproduktion nicht ausreichte, um auch den inländischen Bedarf zu decken. 1736 verstand sich der König allerdings zu gewissen Einfuhrkonzessionen und 1740 ließ Friedrich der Große, dessen Erfolge sehr wesentlich darin bestanden, daß er die alten guten Grundsätze seines Vaters nur ein wenig elastischer gestaltete, in einer seiner ersten Regierungsmaßnahmen vorübergehend die Grenzen öffnen, um der Notlage zu steuern.

Am Rande soll vermerkt sein, daß der König niemals dem Fehler verfallen ist, eine spezialistische und nur auf sich selbst beschränkte Agrarpolitik zu treiben. Fast alle seine agrarischen Maßnahmen waren durch entsprechende gewerbliche Entscheidungen begleitet. Dabei wurde wieder einmal eine organische Dreigliederung zwischen Heer, Landwirtschaft und Gewerbe deutlich, die einander fortwährend ergänzten. In Berlin arbeiteten im Rahmen

kleiner und mittlerer Gewerbebetriebe unter ihm allein fast 350 Wollwebermeister mit einer Gesellenzahl, die (ungerechnet die beschäftigten Lehrlinge) zwischen 2000 und 3000 schwankte, außerdem schuf er dort die große Tuchmanufaktur. In Potsdam, Berlin und Magdeburg richtete er zahlreiche gewerbliche Betriebe zur Unterstützung seiner Heereswirtschaft und zum Absatz seiner landwirtschaftlichen Produkte ein. Eins seiner besten Worte — fast alle seine kurzen, prägnanten und hangesbräuchlichen Schlagworte finden sich in den zugespitzten Sentenzen seines Sohnes wieder — spricht davon, daß „ein Land sonder Manufakturen ein Körper sonder rechtes Leben ist“. So hat dieser König, der seinen Staat auf der Grundlage des Heeres festigte und darum aus dem Söldnerheer das Volkshcer vorbereitete, das vom Bauernstand und vom bodenständigen Adel getragen und von der Landwirtschaft ernährt wurde, der es zugleich einen mächtigen Auftrieb gab, doch auch wieder den engen Zusammenhang zwischen Bauer, Soldat und Gewerbe erkannt und ihn ganz klar von der Landschaft her schöpferisch gesehen. Das zeigt nichts deutlicher, als sein Rat an „den lieben Successor, unseren Sohn Friedrich, er möge doch die Manufakturen fördern, sonderlich in unserem zurückgebliebenen Ostpreußen“. —

Denn die größte Tat seines politischen Lebens nicht nur in allgemein politischer, sondern auch gerade in nationalwirtschaftlicher Hinsicht ist und bleibt das, was er für die Kolonisation des „zurückgebliebenen Ostpreußen“ geleistet hat. Er war einer der größten bodenständigen Bauherren der Geschichte. Er hat Potsdam ungeachtet aller Schwierigkeiten seines sumpfigen Terrains zu einer geschlossen, stilistisch und praktisch gleich hervorragenden Residenz geschaffen. Er hat Berlin fast verdreifacht. Bei seinem Tode war es eine stattliche Stadt von 90 000 Einwohnern gegen 6000, die es hundert Jahre zuvor, beim Regierungsantritt des großen Kurfürsten, gezählt hatte. Aber das alles bleibt historisch zurück hinter dem Wunderwerk seiner ostpreussischen Kolonisation, das uns heute noch in all seinen Funktionen beispielgebende Richtschnur ist, — wie wäre denn unser Ostpreußenplan ohne diese praktische und historische Voraussetzung überhaupt denkbar! Um diese Leistung, die niemand besser beschrieben hat als der alte Fluge und seine Drossen — auch Morgenstern bleibt samt den zeitgenössischen Chronisten der „Berliner Geschriebenen Zeitungen“ weit hinter diesem Erfassen zurück — voll begreifen zu können, um sie bildhaft und deutlich zu sehen, muß man sich schon einmal die Voraussetzungen klar machen, die der König vorfand,

als er den Plan in die Tat umsetzte. Und man wird zugeben, daß dieser Plan als solcher schon eine Kühnheit war, die nur noch übertroffen werden konnte durch die Kühnheit der Ausführung.

Die Geschichtsschreibung des Großen Kurfürsten gibt in der Regel nur an, daß er wider Willen in den schwedisch-polnischen Krieg zwischen Karl X. und Johann Kasimir hineingezogen wurde, daß er 1656 seinen glänzenden Sieg bei Warschau errang, im gleichen Jahr im Labianer Vertrag die Hoheit über Preußen und das Ermland zugesichert bekam, im folgenden Jahr aber schon ein Bündnis mit Polen schloß und schließlich 1660 im Frieden von Oliva, der Schweden mit französischer Hilfe erneut in den Sattel setzte, die Hoheit über Ostpreußen ohne Ermland erneut garantiert bekam. Aber wer denkt heute daran, daß dieser furchtbare Feldzug, an dem bald gegen- und bald miteinander Preußen und Schweden, Polen und Russen, Österreicher und Dänen fochten, und in den sich schließlich auch noch der Versailler Hof einmengte, wesentlich auf ostpreussischem Boden ausgetragen ist? Dieser Krieg bedeutete nicht nur die Wiederholung und Ausdehnung aller Schrecken des 30jährigen Krieges, der ja Ostpreußen nicht näher berührt hatte, auf das alte Ordensland, er bedeutete zugleich den Grund, warum Friedrich Wilhelm I. so sehr für einen friedlichen kolonialisatorischen Aufbau eintrat, warum er sich soweit wie irgend möglich aus den Händen der Hohen Diplomatie heraushielt. Denn hinter all seinen friedlichen und amtmännischen Aufbauarbeiten stand das Gespenst dieses Krieges. Damals hatten die den Polen verbündeten Kosaken 14 Städte und über 250 Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, allein nach den nachweislichen Angaben 60 000 Menschen erschlagen und verschleppt und weitere 220 000 waren dann noch der Pest zum Opfer gefallen. Die „polnische Libertät“ der Stände hatte zu allem übrigen das arme Land vollends ausgefogen. Alle Schrecken, die Grimmeischausens Simplicissimus und Hermann Löns Werwolf uns für das Reich so ergreifend geschildert haben, suchten das Land heim. Und der Nordische Krieg Karls XII. gab dem schönen Lande den Rest. Friedrich Wilhelm aber sagte kurz, „Tags denke ich als auch Nachts, wie ich dies schöne Land florissieren kann“ und er wußte, daß das nur durch planmäßige Ansiedlung neuer Menschen möglich sein kann. „Menschen achte ich vor den größten Reichtum.“ Hier wurde das große Wort in die Tat umgesetzt.

Das wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der König um sich einen Kreis nüchterner, gleichmäßig nach Osten blickender Menschen gehabt

hätte, wie Leopold von Anhalt-Dessau, dessen Sohn, Truchseß von Waldburg, die beiden Dohnas und andere. Es wäre vielleicht auch nicht möglich gewesen, wenn nicht der fanatische Erzbischof Firmian von Salzburg bald nach Beginn der ostpreussischen Pläne des Preussenkönigs über 20000 Salzburger von Haus und Hof vertrieben hätte, die Friedrich Wilhelm nun offiziell einladen ließ. Er hat tatsächlich über 18000 in Ostpreußen angesiedelt, dazu noch manche anderen holländischen, niederdeutschen und schweizerischen, schließlich auch böhmische Kolonisten. Das historische Vorbild mochte er in der großen Hugenottenansiedlung seines Großvaters sehen, der nach dem Edikt von Potsdam ebenfalls über 20000 französische Protestanten im Umkreis Berlins ansässig gemacht hatte. Und doch waren die Methodisten, die Friedrich Wilhelm diesmal anwandte, neu und wenn man das Wort im echten Sinne verwenden will, auch revolutionär. Die preussische Bevölkerung mochte in ihren Landschaften besonders geeignet sein zur zusammenfassenden Vereinigung der verschiedensten rassenbildenden Elemente. So wie sie in dem halben Jahrhundert vor Friedrich Wilhelm I. fast 50000 hugenottische, holländische, pfälzerische und schweizerische Einwanderer vertragen hatte, so sollte sie nun an dieser einheitlichen Kolonisationswanderung gesunden.

Schon 1715 war „Trux“ (Truchseß von Waldburg) Präsident von Ostpreußen geworden, in seinem Heimatland, nachdem ihn Kriegs- und diplomatische Dienste durch die halbe Welt geführt hatten. 1721 hatte in Dletzko, dem heutigen Trenburg, unter seiner Leitung die historische Konferenz stattgefunden, die an den König einen förmlichen Vorschlag auf Neubesiedlung des Landes richtete und als Grundvoraussetzungen dieser Kolonisation die Agrarreform, die Neuordnung der Domänenwirtschaft, die Einschränkung der ständischen Eigenrechte auf verwaltungspolitischem Gebiet, die stärkere Sicherung des Bauerntums und im speziellen die Einführung des „Generalhufengeschosses“ angegeben hatte. Punkt für Punkt hat der König diesen straffen nationalwirtschaftlichen Plan erfüllt. Mit welcher Energie er dabei zu Werke ging, das hat uns ja unter anderem sein im Zusammenhang mit diesen „Planungsarbeiten“ veröffentlichter Erlass vom „Rocher de Bronze“ erwiesen.

Um die Domänen wurde nun die neue Besiedlung des Landes kristallisiert. Neben dem Könige legte vor allem Leopold von Anhalt mehrere Musterdomänen auf ostpreussischem Grund und Boden an. Unter verständnisvoller Förderung durch den zuständigen Berliner „Reetablissemensminister“ Herrn von Görne begann das Werk, das seine

Grundlage in der eben besprochenen agrarpolitischen Gesetzgebung fand. Um die großen ostpreußischen Musterdomänen wurde ein Kranz von Bauerndörfern gesiedelt und verbessert, der, wie wir schon sagten, unter starker Beeinflussung durch die Amtmänner auf den großen Domänen stand. Wenn übrigens Oppeln in seiner Friedrich-Wilhelm-Biographie, anscheinend aus Gründen, die nicht so sehr in der Zeit Friedrich Wilhelms, als gar zu sehr in der Gegenwart liegen, die Meinung vertritt, der König habe mit seiner Siedlung zugleich bewußt nationalpolitische Gesichtspunkte verbunden, so trifft das nicht, und in einigen Ausnahmefällen nur sehr bedingt zu. Der Herzog von Anhalt hielt zwar darauf, daß auf seinen Erbpachthöfen möglichst reichsdeutsche und hier wieder besonders mitteldeutsche Bauern angesetzt wurden. Ferner hat Friedrich Wilhelm schon aus rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten die Verwaltung seiner Musterbetriebe in die Hände geschulter deutscher Landwirte gegeben, die natürlich den litauischen und slawischen zu jener Zeit wirtschaftlich überlegen waren. Schließlich gehörte zu dem organischen Bilde seines landwirtschaftlichen Aufbaus die Eingliederung eines Meierei- und Käsebetriebs in die Dorf- und Gutsgemeinschaft, und für diese Spezialbetriebe kamen in erster Linie schweizerische und holländische Kolonisten in Betracht. Im übrigen hat er aber die Anspruchslosigkeit der litauischen, der masurenischen und gelegentlich sogar der polnischen Kleinbauern und Elemente eben so sehr in seine Rechnung einzufügen verstanden, wie es fünf Jahrhunderte vor ihm der Deutsche Orden getan hatte, der viele slawische Siedlungen mit deutschem Recht belehnte und dabei wußte, daß das deutsche Recht die unbekümmert stärker staatsgestaltende Kraft sein würde. Nur an der litauischen Grenze wurde, als einst einige ganze Dörfer ihre Ansiedlungsländer verließen, ein Verbot zur Ansiedlung von Samaiten herausgebracht. So zeigt sich auch hier der Weitblick des kolonisatorischen Königs, der die deutsche und zumal die niederdeutsche Rassenkraft als werbende, nicht als statische Kraft begriff. Und am Rande mag vermerkt sein, daß die Behauptung gewisser Nachbarvölker, die heute noch davon reden, die preußische Monarchie hätte einseitig germanisiert, sich schon durch die Geschichte Friedrich Wilhelms des Kolonisators ad absurdum führt. Friedrich Wilhelms Kolonisation und ihre weitgreifenden politischen Zusammenhänge hat Friedrich Schinkel in seinen Schriften sehr klar und plastisch dargestellt und es gilt auch sein im Sinne der preußischen Geschichte und des Denkens ihrer großen Männer empfundener Satz: „Das Preußische ging aus dem Deutschen hervor wie es später wieder ins Deutsche einmündete.“

Die Domänenverwalter mußten peinlich genaue Rechenschaft führen, unter so vielem anderen kann man nämlich Friedrich Wilhelm auch den Begründer der landwirtschaftlichen Buchführung nennen, was ein bescheiden klingender, aber sicher nicht ganz unbedeutender Titel sein dürfte. Die Vorschriften des Königs erstreckten sich darüber hinaus auf alle Gebiete der praktischen Landwirtschaft, von der er bestimmt mehr verstand, als später Josef II. von Habsburg, der pathetisch einen Pflug in die Hand nahm, um sich in solcher Haltung malen zu lassen und der doch seinen Staat durchaus nicht tief gepflegt hat. Hier aber wurde tief gepflegt, nicht nur bildlich und politisch, sondern auch in allen Erbärmlichkeiten der rauhen Wirklichkeit. In Preussisch-Litauen hatte man bisher kaum den ordentlichen Scharpflug gekannt, noch hatte man daran gedacht, die Felder zu entwässern, noch daran, nach einem bestimmten Bebauungsplan vorzugehen, noch daran, Vieh- und Pferdezucht, Schafhaltung für die schlechten Böden und Schweinemast an den übrigen Betrieb sinnvoll anzugliedern, um die Gesamtwirtschaft aus ihrer Vielseitigkeit krisenfest zu machen. Das alles ließ Friedrich Wilhelm nun in Ostpreußen durchführen. Seine Amtmänner, Domänenverwalter und Inspektoren mußten notfalls, und oft genug geschah es, Gewalt anwenden, wenn die litauischen Kleinbauern den alten Schlandrian insgeheim der neuen Ordnung vorziehen wollten. Noch einer der letzten Erlasse des Königs beschäftigte sich speziell mit diesem Problem. Auch sonst häuften sich die Schwierigkeiten in diesem Lande, in das dann, gerade vor 200 Jahren, im Herbst 1734 die ersten großen Sammeltransporte der rund 20 000 Salzburger einzogen.

Sie sind anfänglich sicher nicht begeistert gewesen von dem widerspruchsvollen Land, in dem einerseits so viel ungeordnetes und ungeschultes Kleinbauerntum saß, und in dem auf der anderen Seite einige sogenannte Ständesherrn die Wüsteneien des polnischen und des nordischen Krieges mit ihrem alten, gelegentlich noch aus der Ordenslehenzeit kommenden Territorium zu großen Majoraten zusammengelegt hatten. Hinzu kamen die Schwierigkeiten des Klimas, dazu die erst langsam, dafür aber — siehe den Fall Schlubhut und den Fall der vom König persönlich mit dem Stocck bearbeiteten Gumbinner Regierungsräte! — um so härter in diesem Lande durchgeführte Verwaltungsreform und so mancher andere Widerstand der Menschen und des Landes selbst. Um so mehr verdoppelte nun der große merkantilistische Volkswirt in Zusammenarbeit mit seinem Mitarbeiterkreis die Anstrengungen, zu seinem Ziel zu kommen. Er, der sonst jeden Taler dreimal umdrehte, ehe er ihn ausgab, sparte hier keine Kosten,

denn er wußte, daß alle Kapitalien, die ein Staat weithlickend für seine Kolonisation ausgibt, dem Staat selbst mehr Nutzen bringen, als jeder andere kurzfristige Gewinn. Während in Frankreich das ancien regime Louis Quinze' unter seinen Mätressen erstickt, während die „französische Krankheit“ die Duodezfürstentümer des deutschen Westens und Südens so und so überfällt, wird hier ein Plan nicht nur geplant, sondern auch durchgeführt, der sechs Jahre hintereinander für das „Retablisement Litauen“ je eine Million Taler Zuschüsse vorsieht. Dazu kamen die Kosten für Saatgut, für Reisegelder, für Wegebau, für die Bereitstellung lebenden und toten Inventars. Herr von Goerne arbeitete eine förmliche „Verfassung“ für diese Kolonisten aus, die für ihre Vorpflichten auch eine lange Reihe von Vorrechten, darunter das der jahrelangen Entbindung vom Militärdienst erhielten. Bald wurden in diesem Lande auch noch immer weitere Garnisonen eingerichtet, wobei den Offizieren auf das Schärfste eingeschult wurde, mit den neuen Ansiedlern für sich und ihre Leute ein denkbare bestes Verhältnis herzustellen und sie in jeder Weise zu schützen. Dabei kam, genau wie heute, der Wegebau systematisch im Zusammenhang mit der Erschließung neuer Landkreise in Gang. Und dann flossen schließlich auch noch die Gelder nach Dispreußen, die sich aus dem Verkauf der salzburgischen Vermögen und Liegenschaften der neuen Zuwanderer ergaben, und um die der König mit dem vollsten Nachdruck seiner Autorität lange hatte kämpfen müssen. Dazu kam die erschreckliche Tatsache, daß der König jetzt immer deutlicher als erster Protestant Europas sichtbar wurde und daß in allen protestantischen Staaten für die Opfer Firmians und seiner Jesuiten gesammelt wurde. Eine erfreuliche Bewegung, die dadurch noch zunahm, daß bald auf polnischer Seite das Thorner Blutgericht, diese furchtbare Greuelthat der catholica (die noch vierzig Jahre später ein so bedeutsames Argument der Weltmächte in der ersten polnischen Teilung werden sollte), die Öffentlichkeit, vor allem die englische, empörte. Friedrich Wilhelm hätte nicht Friedrich Wilhelm sein müssen, wenn er nicht auch daraus Kapital geschlagen hätte. Alle diese Einkünfte, einschließlich der „Salzburgischen Erlöse“ betrugen über zweieinhalb Millionen Gulden. Rechnet man dazu die baren sechs Millionen Taler, die er selbst gab, und realisiert man die dinglichen Werte, die er in dieses Werk hineingegeben hat, so bekommt man unter Berücksichtigung des damaligen Geldwertes einen Begriff vom gewaltigen Umfang des Werkes. Der ganze preussische Staatshaushalt betrug damals zwischen 7 und 8 Millionen Taler jährlich! Die Mittel sind nicht umsonst

gewesen. Wenn das Werk auch starken Schwankungen ausgesetzt war — wie übrigens alle großen Aufbauleistungen der Geschichte —, wenn es auch Zeiten gab, wo er glaubte, „nit zu reuiffieren und vor all das weggeworfne Geld vor Gott und die Menschen lächerlich“ geworden zu sein, so hat die Geschichte ihn doch auf das Glänzendste gerechtfertigt. Am Ende dieses Werkes, das insgesamt zwanzig, in seiner Hauptzeit, seit dem Einzug der Salzburger, nur sechs Jahre währte, stand eine Provinz, die in all ihren Funktionen gesund geworden war. Eine durch und durch gesunde Wirtschaft auf den Domänen verband sich mit aufstrebenden Gewerbeeinrichtungen, mit Hafenanlagen in Königsberg, mit dem Mustergestüt in Trakehnen und vor allem mit 2 neugebauten Städten, fast 350 neukolonisierten Dörfern, 1500 neuen Schulen, einer großen Zahl von neuen Kirchen mit salzburgischen Bekenntnispredigern und vielen neuen Mühlen, Domänen usw., darunter allein 50 neue große Staatsdomänen.

Als Friedrich Wilhelm anfang, hatten die ostpreussischen Stände über zwei Drittel der übriggebliebenen Bauern zu Landarbeitern in einem traurigen Abhängigkeitsverhältnis herabgedrückt. Als sein Werk nach einem Vierteljahrhundert endete, da hatte die ostpreussische Bauernuntertänigkeit, die es dem Bauern nicht erlaubt hatte, ohne Zustimmung seines Landesherren zu heiraten, ein Ende gefunden. Da hatte Ostpreußen, das durch die 1719 verfügte Befreiung aller Bauern auf den Domänen zum erstenmal wachgerufen war, nur noch 900 adelige Dörfer gegen rund 3300 staatliche zu stellen. In diesem Lande waren überdies sämtliche Ansiedler freie Bauern, und man muß bedenken, daß der König über 50000 solcher Siedler angesetzt hat — schon 1725, zehn Jahre vor dem Eintreffen der ersten Salzburger waren es fast 8000 gewesen —. Erst wenn man das begreift, wird die volle Größe des Werkes deutlich. Dieses neue, völlig aus sich heraus verwandelte Ostpreußen ernährte seine großen und geordneten Garnisonen selbst. Es war schon damals im Begriff, aus einem Subventionsgebiet zu einem Überschußland zu werden. Als der König starb, konnte er sich darauf berufen, daß die Domänen über die Hälfte seiner Staatsausgaben deckten und daß jede vierte, allenfalls jede fünfte Familie seines Landes eine Kolonistenfamilie war. In Ostpreußen dagegen war fast jede zweite Familie eine Kolonistenfamilie, vor allem dann, wenn man die Ansiedler aus der Zeit des Vaters und Großvaters des Königs dazurechnet. So groß die Summe

der Klagen aller in ihren privaten Interessen berührten Einzelindividuen gewesen war, sie verstummte doch schließlich angesichts der Gewalt dieser Leistung. Und die Stände, die noch anlässlich der ersten Reise des Königs in ihre Provinz den Gedanken gehabt haben mochten, ihn wegen Über-tretung ihrer Privilegien im allgemeinen und wegen des Kadettenraubs ihrer kostbaren Söhne im besonderen nach dem Vorspiel der Magdeburgischen Ritterschaft bei Kaiser und Reich zu verklagen, begriffen nun wenigstens zu ihrem größeren und wertvollen Teil die neue Ehre. Alexander und Christoph Dohna und der verstorbene Truchseß zu Waldburg wurden zu Richtmännern; wenige Jahre zuvor hatte man sie noch abtrünnige Fürstendiener genannt. Die große Zahl guter adliger und bürgerlicher Namen, die Ostpreußen seither auf den Schlachtfeldern und in der Politik zur Größe des preussischen Mythos beige-steuert hat, findet ihren Urquell in den zehn Jahren der Kolonisation und Verjüngung dieses Landes durch seinen einzigartigen König. Das gesamte sozialistische Wirtschaftsbild des Königs von Preußen wurde hier von Ostpreußen aus zum ersten Male gestaltet. Es wurde geschaffen aus dem Mut zur Konsequenz, zum Weitblick und zur Unpopularität. War Ostpreußen noch wenige Jahre zuvor eine verschriene Wüstenei gewesen, so stand es nun im Begriff, zur besten Vorpostenlandschaft der wachsenden revolutionären Begrifflichkeit des jungen preussischen Ostens zu werden. Und wer aus dieser Geschichte nicht begreift, daß jede aufbauende Leistung im Staate sich über die Schwierigkeiten des Alltags hinausheben muß, daß sie anzufangen hat bei der ureinfachen und doch so gewaltigen Gleichung von Bauer, Soldat, Handwerker und Gott, daß sie durchgesetzt werden muß gegen alle Widerstände einer herkömmlichen Reaktion und einer nur vermeintlich von Gott privilegierten Privatexistenz, daß sie protestantisch zu sein hat in ihrem Mut zum Bekenntnis aus sich selbst („es gehe auf mir los, ich übernehme alles alleine“ wie Friedrich Wilhelm es nannte) und daß sie völkisch sein muß in ihrer Beziehung auf den alten deutschen Lebensgedanken und auf die Idee der empfangenen Erde, wer das alles nicht sieht, der versteht weder etwas von deutscher und preussischer Landschaft, noch kann er je Nationalsozialist sein.

Der früh gealterte und früh erkrankte Friedrich Wilhelm bereiste im Sommer 1739 mit seinem Kronprinzen Friedrich, der damals schon anfang, den Vater zu begreifen, Ostpreußen von einem Ende bis zum andern, und überall sah er — es mag der schönste Lohn seines harten und reichlich freudlosen Lebens gewesen sein — das „neue Land“ in vollstem Wachstum, konnte er seine eigenen Erfolge

sozusagen mit Händen greifen. Der junge Friedrich aber schrieb, wennschon auf französisch, an Voltaire:

„500 unbewohnte Dörfer boten einst in dem durch die Pest verheerten Litauen ein trauriges Schauspiel. Doch hat mein königlicher Vater keine Kosten gescheut. Er hat Acker urbar gemacht, er hat das Land bevölkert, er hat den Handel hochgebracht und jetzt herrscht Überfluß in dieser Provinz, die zu den besten Deutschlands gezählt wird. Alles allein ist es das Werk eines Königs. Er ordnete es nicht nur an. Er war auch die Hauptperson bei der Ausführung. Er entwarf die Pläne. Er vollzog sie auch selbst. Er sparte weder Mühe noch Sorge noch ungeheure Kosten, weder Versprechungen noch Belohnungen, um einer halben Million von Mitmenschen ihr Glück und ihre Existenz zu sichern. In dieser hochherzigen Arbeit, durch die der König eine Wüste bevölkert, sie fruchtbar und glücklich gemacht hat, finde ich etwas Heroisches!“

Der Brief Friedrichs hat schließlich noch andere Ergebnisse gehabt. Wir haben schon gesehen, daß die friderizianische Nationalwirtschaft in all ihren Grundgesetzmäßigkeiten auf den Schultern der väterlichen Staatsgründung stand. Als der große schwere König, der um Ostpreußen solche Verdienste gehabt, der auch um den preussischen Staat eine Ehre erworben hat wie keiner zuvor, qualvoll heimgegangen war, nachdem noch seine letzten Erlasse dem schlechten Pflügen der litauischen Kossäten und dem Öffnen der Magazine gegolten hatten, da setzte der Sohn das Werk des Vaters in — um das Wort einmal zu nehmen — modernerer Weise fort. Die Festpreise wurden ebenso beibehalten wie das bald noch erheblich erweiterte Magazinsystem, das jetzt weit über den Gesichtspunkt der Heeress Vermehrung hinaus zur ständigen Regulierung der Binnenmarktverhältnisse diente und fast wöchentlich durch die königlichen Kabinettsordres in diese oder jene Richtung gelenkt wurde. Ebenso wurde der Schutz des Bauern und des Soldaten weiterentwickelt und es läßt sich schon sagen, daß Friedrich den siebenjährigen Krieg niemals hätte durchstehen können, wenn er auch nur einen einzigen dieser Fundamentalrichtsätze des väterlichen Staatssozialismus vernachlässigt hätte!

Vollends nach dem Großen Kriege hat Friedrich das Erbe seines Vaters deutlich gemacht. Einer seiner Amtsmänner antwortete ihm einst auf die Frage, ob die Ernte gut oder schlecht gewesen sei „Die Ernte war gesegnet, ob es aber wohlfeile oder teure Zeiten werden, solches dependiert

von Euer Majestät!" Und die Majestät selbst, die dermaßen mit Festpreisen, Auslandschutz, Binnenmarkt und Bauernsicherung arbeitete und dabei doch den ganzen Apparat etwas elastischer lenkte als der Vater, erklärte sich selbst: "Ich will nichts gewinnen, sondern nur durch den Umschlag die Armut und den gemeinen Mann in meinen Landen durch einen leidlichen Kornpreis soulagieren . . .", und als man ihn auf gewisse Lücken in einer Vorschrift hinwies: "Es ist schon lieber, wenn zehn Ungerechte erhaltenes Korn wieder verkaufen, als daß zwei Familien elendiglich verdürben!" Seit 1763 mußten die polnischen Ernteüberschüsse über die preußischen Magazine laufen, damit es möglich wurde, der neuen Industrie- und Mittelstandsbevölkerung ein billiges Brot vom Staat her zu verschaffen. Die Staatsbank vereinheitlichte das Münzwesen, wie die Agrarpolitik den gesamten Binnenmarkt beherrschen lernte. So griff eine Funktion in die andere, ein Rad faßte in das nächste hinein. Die Maschine des großen preußischen Staatssozialismus, die Friedrich Wilhelm I. geschaffen und Friedrich der Große erweitert und verfeinert hat, ist auch heute noch das kostbarste Erbgut, das der Nationalsozialismus Adolf Hitlers verwerten konnte, — und tatsächlich sind ja alle wesentlichen Grundgedanken dieser alten landschaftlichen und sozialistischen Ordnung der Dinge auch heute wieder mobilisiert.

Das Beispiel Friedrich Wilhelms war es, das seinen Sohn veranlaßte, die gewaltige wirtschaftliche Kriegsverfassung des preußischen Sozialismus für die Erschließung der neugewonnenen Provinzen einzusetzen. Der Sohn des Königs, der Ostpreußen "retabliert" und das Havelländische Land urbar gemacht hatte, regulierte nun die Oder und das Weichseldelta, kolonisierte den Nege- und Warthedistrikt und schuf eine halbe Million Morgen fruchtbaren Ackerbodens neu. "Hier habe ich eine Provinz im Frieden erobert." Das friedliche Erobern der Provinzen ist schließlich der letzte Sinn der in sich geschlossenen Nationalwirtschaft, die darum doch nicht starr und durch undurchsichtige Mauern vom Ausland getrennt zu sein braucht.

Im Grunde sind es immer dieselben Fundamente, auf denen die Großen Staatsmänner bauen. Es sind die Kräfte des Natürlichen, das wieder in der Hohen Politik zur Geltung kommt, des Volkes, das aus seiner höchsten Regierungsspitze verantwortlich zu sich selbst und von sich selber spricht und der nächsten, mit weiten Räumen und Zeitabständen und doch mit der Summe aller täglichen Widerstände, Unzufriedenheiten und Querköpfigkeiten rechnenden kalten Leidenschaft der verantwortlichen politischen

Leitung. Heute hat Friedrich Wilhelm I. in Adolf Hitler das Wort. Er hat das Wort in einem wieder landwärts gewandten Volke, das seine Kraft in Zusammenfassungen sucht. Preußen mündet in Deutschland ein, in das Deutschland des Erbhofes und der Soldaten, die für den Frieden da sind, in das Deutschland des Arbeitsdienstes und der erdbraunen Farbe, in das Deutschland des Gleichschritts und der unter frischen Winden aufwachsenden Jugend, für die Politik und Religion, Vernunft und Wille wieder zur Einheitlichkeit werden. Der alte Hindenburg, der mit dem Worte „ist die Ernte schon eingebracht?“ starb, umriß damit bildlich das neue und doch uralte deutsche Bild vom Staat, der seine politischen Schöpfungen im Rhythmus von Aussaat und Ernte vollbringt, heute so gut, wie unter Friedrich Wilhelm I. Die Kirchenglocken dieses Königs haben ihren Klang von Eren und Redlichkeit an jenem Potsdamer Tage, wo unser Führer den Mythos der beiden großen Könige auf unsere Feldzeichen herunterbeschwor, gewiß nicht umsonst eingeläutet. Und der niederdeutsche Bückeberg ist auch nicht vergeblich in die Mitte des Reiches gestellt, das unter dem Reichsbauernführer Darré zugleich die alte Residenz der Sachsen in Goslar der Vergangenheit entreißen will. Aber die Sachsen und die Askanier geht der Weg nach Potsdam, von wo Friedrich Wilhelm ihn nach Ostpreußen ging. Wir aber bauen heute die alten Straßen aus und manche neue Straße dazu, nicht um der Weite und des Abenteuers willen, sondern im Dienst der Pflüge, die längs der alten und der neuen Wege furchen sollen.

Ostpreußen als Vorposten des Reiches

Ein Aufriß durch seine revolutionäre Geschichte

Das Preussische greift immer wieder in das Deutsche
hinüber. Moeller van den Bruck.

Landschaftliche Politik ist eine höhere Form von völkischer Politik. Das völkische Prinzip, aus dem sich der Nationalsozialismus entwickelte und das er niemals verlassen wird, ist differenzierter, als es jene sonderbaren Geister wahrhaben wollen, von denen der Führer sagte, daß sie sich am liebsten wieder ein Bärenfell umhängen würden.

Das völkische Prinzip steht in dauernder Auseinandersetzung mit den Gesetzen von Landschaft und Raum. Es gibt keine absolut reinen Rassen, und wenn es eine gäbe, würden ihre Geschöpfe sich zu variierenden Typen entwickeln, sobald man sie in verschiedenen Landschaften aufwachsen ließe. Der deutsche Mensch ist für uns ein heiliger Sammelbegriff, der entweiht wird, wenn man ihn zur Serie herabwürdigt.

Das Deutsche Volk ist ebenfalls ein Sammelbegriff. Es ist eine Synthese von sehr verschiedenen Rassen, Landschaften und Bluts-elementen. Eine gemeinsame Kultur, deren Vielgestaltigkeit ihre sinfonische Stärke bedingt (so wie die ganze Vielfalt aller Pfeifen einer Orgel die Sinfonie der großen kirchlichen Musik ausmacht), faßt diese verschiedenartigen Rassen- und Bluts-elemente zusammen. Unsere ungeheuer vielseitige Kultur setzt den deutschen Menschen in den Stand, sich mit den Rassen, in denen er aufwächst und die ihm seine Aufgabe stellen, auseinanderzusetzen.

So entsteht ein Zusammenhang von Blut und Boden, der auf einer höheren Ebene gesehen werden muß, als auf einer meßbaren und mit Vorschriften erfasslichen Einheitsnorm. Denn zwischen Blut und Boden ist ein Zusammenhang lebendig, bei dem der Boden nicht weniger gilt als das Blut. Der Mensch wird ja nicht nur durch das Blut bestimmt, das in ihm lebt und spukt, sondern auch durch die Landschaft und den Raum, in dem er aufwächst und zur Geltung kommt. So sprechen wir vom bodenständigen Menschen, der gleichermaßen den Zusammenhang zu seinem Blut wie zu seinem Boden in sich ausgeprägt hat.

Der Prozeß der Rasse, der also mit dem Boden und all seinen uralten Weisheiten so unglaublich eng zusammenhängt, ist in ewiger Bewegung. Wie die Pflanze und der Boden selbst sich fortwährend durch immer neue Ergänzung und Zusammensetzung entwickeln, so braucht auch die Rasse fortwährende Ergänzung und Verjüngung und immer neuen Auftrieb. Dieser Auftrieb, dieser ewige Zufluß jungen Bluts kommt den alten, durchkultivierten und oft verfeinerten reichsdeutschen Rassen und Böden von Preußen aus zu. Denn das Preußentum ist nicht nur ein Bestandteil des deutschen Gesamtrassenbildes, sondern zugleich das Ferment, von dem aus dieses deutsche Gesamtrassenbild sich fortwährend aktiviert, verjüngt und erneuert.

Wer nicht von hier aus Preußens Aufgabe sieht, dem wird Preußen zum ewigen Mißverständnis. Es gibt gar keine legelichen Klarheiten über Preußen. Preußens Dynamik ist immer zugleich seine Problematik. Preußen ist auch weniger die Frage einer Herkunft und einer scharf umrissenen Begrifflichkeit als die Frage einer Leistung und eines Ergebnisses.

*

Von allen Landschaften Preußens ist Ostpreußen am weitesten vorgelagert, was sowohl geographisch wie ideell zu verstehen ist. Ostpreußen ist die große Brückenstellung, von der aus die jungen Staaten und der Osten im weitesten Sinne sich befruchtend einschalten in die deutschen Räume, ihre Gesinnungen und ihre Kulturen. Aber Ostpreußen ist zugleich die Brückenstellung, von der aus das Reich geistig und kulturell beispielgebend in den gesamten Nahen Osten wirkt.

Ostpreußens Entwicklung ging lange Zeit nahezu autonom vor sich. Ostpreußen wurde weit außerhalb des damaligen deutschen Reichsbegriffs zu einer politischen Landschaft. Erst als zwischen diesem alten Preußen und den übrigen Kernlandschaften, der Mark und Pommern, der zündende Funke übersprang, entstand die große Dynamik, deren Entwicklung noch lange nicht beendet war, als sie das Reich unter norddeutschen Oberhobheiten entwickelte, als sie von ihrem Sozialismus und seinen Empfangnissen aus das Reich revolutionär erneuerte und den Oberdeutschen Adolf Hitler zum erlebten Führer Preußens werden ließ. Als sie endlich gegenüber allen Mächten des Ostens jene neue föderative Politik zum Aufbruch kommen ließ, deren erste Anfänge wir jetzt erleben und deren letzte Vollendungen wir noch nicht einmal ahnen können, stellte sie Ostpreußen wieder als Frage vor die Welt.

Preußen als deutsches Erlebnis: so spiegelt es unsere Geschichte sieben hundert Jahre hindurch in immer neuen Formen. Mit dem Orden begann es. Aber wer war der Orden, der so begann? Die Ritter, die auf den Ruf Konrads von Masowien aus Altkönig aufbrachen, kamen aus der Gegend des Südens. Sie kamen mit den Traditionen von Hellas. Aber was bedeutete Hellas für die Herren, die auf den dunklen Höhen von Kulm und Thorn ihre ersten Burgen gründeten? Diese Herren verfügten über Einsatzbereitschaft und Konsequenz. Sie fielen nicht um, wenn man ihnen einen Risikogedanken entwickelte. Sie sagten nicht heute, daß sie ein Land kolonisieren wollten, um morgen auf irgendeinen Einwand hin zu erklären, daß es sich nur um einen Ausflug handele. Sie handelten nach einem Gesetz. Und sie sagten, dieses Gesetz sei das Christentum. Aber während ihre weißen Mäntel mit dem schwarzen christlichen Kreuz von Position zu Position kamen, während ihr Ordensstaat wuchs und wuchs, von Thorn bis Marienwerder, von da bis zum Hochschloß in Marienburg und westlich bis Bütow zur pommerschen Mark, und danach nordwärts über Mitau und Riga bis Reval und an den Peipussee, wurden sie selbst untertan der Weite und Strenge der Landschaft, der sie sich hingaben.

Sie sagten zwar, sie dienten nur der christlichen Kirche, wenn sie unter Führung deutscher Ansiedler auch Slawen als Siedler ansetzten, aber — bewußt oder unbewußt — lag darin bereits eine erste Erfüllung des großen Raumgesetzes, das viel weiter greift, als eine noch so eindeutige Germanisierung es jemals könnte, und das Synthesen und Rassenneubildungen schafft, die in anderen Räumen, als eben dem preussischen, undenkbar wären.

Wir wissen, daß Orden und Hanse in dem entscheidenden 13. und 14. Jahrhundert das ganze Ostpreußen erweckt haben. Aber dieses Erwecken geschah auf der Basis einer empfängnisbereiten Landschaft, die ihrerseits vielleicht ebensoviel eigene Gesetze an die christlichen Kolonisatoren lieferte, wie diese ihr ihrerseits zu vermitteln hatten. Wir wissen, daß der Orden und die Hanse zusammenbrachen, sobald ihr östliches Werk den Charakter des Ungewöhnlichen vermissen ließ. Hinter diesem Werk hatte eine unglanbliche politische Phantasie gestanden, die sich fortwährend in Realitäten umsetzte. Mit „Realismen“ ist dem Osten nicht beizukommen. Nur politische Phantasie wird ihm gerecht. Als die Hanse ihre Phantasie gegenüber dem Osten preisgab und die Pfefferfäcke zum Richtpunkt nahm, brach das im Osten nieder, was sie dort eben aufgebaut

hatte. Als die Ritter ihre Phantasie nicht mehr räumlich und wirklich anzusetzen wußten, als sie glaubten, sie wären doch ritterliche „Sozialisten“, wenn sie sich internen Rang- und Uniformfragen zuwendeten, spielte sich die Tragödie von Tannenberg ab. Die Geschichte des Ostens hält für jede geschichtliche Situation ihre Lehren bereit. Eine dieser Lehren richtet sich gegen die Wirklichkeitsmenschen, die immer von Taktik reden, immer nur greifbare „Vorgänge“ wahrhaben wollen, alle politische Phantasie als etwas Komisches und Literarisches nehmen und dann diesen Liberalismus noch als etwas Nationalsozialistisches mit angeblich ordensritterlicher Tradition ausgeben. Ostpreußen als politische Landschaft wurde Adolf Hitler und seinem Gauleiter Erich Koch untertan in dem Augenblick, wo es die große politische Phantasie erlebte, die bereit war, über Bedenken und Gernur, über Aktendeckel und Dispositionsfonds hinweg wieder vorzustossen zum wirklich Preussischen in seiner Geschichte.

*

Den Niederbruch von Orden und Hanse hat Ostpreußen ausgehalten. Denn Bankunst legt, wie Moeller schon gesagt hat, Hand auf eine Landschaft. „Der Charakter eines politisch umstrittenen Gebiets kann in seinem Reichtum gemindert, in seiner Entwicklung gehemmt, aber er kann niemals gänzlich aufgehoben werden, solange noch ein Stein auf dem andern steht.“ Ohne daß es ihnen bewußt war, arbeiteten die beiden hohenzollernschen Albrechte aufeinander hin. Etwa um dieselbe Zeit, in der Ulrich von Jungingen bei Tannenberg verblutete, schuf Albrecht Achilles das Hausgesetz von der unteilbaren Mark. Und sein Vetter Albrecht I. legte ein wenig später den Mantel des Hochmeisters ab, und tauschte dafür unter hundert Opfern, die bewußt als schmächtig erscheinen sollten, den weltlichen Herzogsmantel ein. Der erste Herzog in Preußen war ein nüchterner Mann. Aber er wäre nicht Hohenzoller gewesen, wenn sein kaltes Rechnen sich nicht mit einer weitgreifenden Phantasie getroffen hätte und wenn nicht seine Labilität und Biegsamkeit sich auf dem Boden einer eisgefühlten Leidenschaft bewegt haben würden.

Mit Albrecht werden die landschaftlichen Gesetze Ostpreußens zum zweiten Male erweckt. Er war nicht so temperamentvoll wie sein Brandenburger Vetter, der mit den Nürnbergern Krieg führte und sich vom

Papst ächten ließ, aber er war bodenständiger als Achilles. Vielleicht war er der erste Hohenzoller, der den Osten gesehen und damit Luther erlebt hat. 1521 schloß er mit Polen den Thorner Waffenstillstand ab. Vier Jahre später war er, nach seiner Reise ins Reich, auf der ihn Luther persönlich bekehrt hatte, bereits so weit, den Krakauer Frieden zu schließen. Dabei wurde Preußen zu einem weltlichen Herzogtum unter polnischer Oberhoheit. Diese Sarnung, die erst der Große Kurfürst in den Verträgen von Labiau und Wehlau und im Frieden von Oliva liquidieren konnte, führt sich — was heute sehr wenige wissen — auf einen Ratschlag Luthers an den philosophischen Herzog Albrecht zurück.

So begegnen sich Protestantismus und Preußen. Dsiander wird, gleichsam als Luthers persönlicher Abgesandter, nach Königsberg geholt. 1544 wird die Universität gegründet, eine wirkliche universitas, die sich nicht nur als Wittenberg des Ostens fühlt, sondern die auch die Kühnheit hat, ihre geistigen Werbungen bis an den Peipussee und bis herunter nach Gnesen zu treiben. Was hat es demgegenüber zu bedeuten, wenn der alternde Herzog die Zügel schleifen läßt in dem und jenem? Mehr hat es schon zu bedeuten, wenn die preußischen Stände über diese Albrechtsche Zeit einen schweren Schatten werfen, indem sie eine polnische Oberlehnsherreneinmischung zuwege bringen. Seit dieser Zeit haben diese Stände immer wieder den Versuch gemacht, sich nach der Opportunität zu orientieren. Auf die Anrufung der Polen von 1566 folgt zwei Jahrhunderte später die Huldigung vor der russischen Zarin von 1759. Treue und Untreue stehen so in fortwährendem Wechsel. Das preußische Prinzip wird immer ein Gesetz von Strenge und Erziehung, von Sozialismus und Kargheit sein, wenn es Ostpreußen und die Mark und die preußischen Räume, die zwischen diesen beiden Zentren in Bewegung sind, dynamisch und aktiv erhalten und erneuern will. Auch das ist eine der preußischen Geschichtslehren, die uns jederzeit greifbar und gegenwärtig sein müssen, wenn wir Politik im deutschen Osten erleben und gestalten wollen.

Der Protestantismus hat die Aufgabe Ostpreußens als politischer Landschaft an sich erschwert. Denn das Herzogtum Preußen ist ein geographisch höchst unglückliches Gebilde. In seiner Mitte fast durchschnitten durch den ermländischen katholischen Korridor, in seinem Westen abgetrennt durch den ersten polnischen Korridor, mit dem es sich bis zum Jahre 1772 auseinanderzusetzen haben wird. Nach Nordosten abgekeilt durch den großlitauischen Raum und die jagellonische Politik, die ihrerseits das Gesetz

zwischen politischer Phantasie und östlichem Raum meisterhaft zu handhaben versteht und den großen und weiten Raum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer offenzulegen sucht. Diese jagellonischen Träume sind allerdings nicht von Dauer, vielleicht weil ihnen die deutsche Durcharbeitung zum Gründlichen und Exakten hin abgeht. Aber als ostpreussisches Randproblem ist dieser in die Wirklichkeiten vorstoßende Jagellonentraum von ungeheurer Bedeutung. Und heute wiederum wird die ostpolitische Aufgabe der großen neuen deutschen Friedenspolitik das Wiederaufwachen der jagellonischen politischen Phantasie in seine Rechnung einzustellen haben. Auch das ist eine Lehre, die uns aus den Werdingen Ostpreußens als politischer Landschaft stark überkommt und der wir jederzeit gegenwärtig sein müssen.

Übergehen wir die Einzelheiten der schwedischen Zeit. Sie hat auf Pommern stärker gewirkt als auf das östliche Preußen. Der schwedisch-polnische Krieg hat dennoch tief in das Schicksal der ostpreussischen Landschaft eingegriffen. Hatten die Jagellonen Westpreußen und das Ermeland an sich gebracht, so zog die innerpolitische Anarchie, wenn sie schon Schweden in die Vorhand kommen ließ, doch auch wieder ein gefährliches Kräftezentrum von Ostpreußen ab. Johann Kasimir verlor ja nicht nur im Frieden von Oliva die Lehenshoheit über das Herzogtum Preußen, sondern er mußte Smolensk und, noch schmerzlicher, Kiew mit dem östlichen Djeprgebiet an Rußland abtreten. Und Johann Sobieski erwarb sich nicht nur für Polen, sondern auch für Preußen und darüber hinaus für das Reich ein historisches Verdienst, als er Wien von den Türken befreien half. Die preussisch-polnische Politik deutet zu jener Zeit eine erste Gemeinsamkeit, eine erste Möglichkeit eines Generalnenners an, auf den sich ihre beiden Tendenzen vereinen lassen. Es ist ja dieselbe Zeit, in der sich der Große Kurfürst mit dem Gedanken einer Personalunion zwischen preussischer und polnischer Krone trägt.

*

Nun kommt Friedrich Wilhelm I. und mit ihm die dritte Erweckung des ostpreussischen Raums. Die Krönung seines Vaters in der Königsberger Schloßkirche können wir übergehen. Wir können und wollen heute nichts mehr mit einer leeren Symbolik zu tun haben, uns rühren keine Fahnen und bunten Tücher, hinter denen keine Tat, kein Handeln und kein Marschtakt steht. Friedrich Wilhelm aber rührt uns an. Dieser

verkannte König hat uns unendlich viel zu sagen. Bisweilen rührt uns sein Werk so stark, daß wir seinen Sohn nicht als die größere Vollenbung, sondern als Überleitung zu ihm selbst empfinden. Wir wollen nicht all die Taten aufzählen, die von Friedrich Wilhelm melden. Wir wissen, daß er keine Landschaft — ausgenommen vielleicht Pommern — so geliebt hat wie dieses widerhaarige, karge, unausgeglichene, rassistisch durcheinandergewürfelte und doch — um ein Wort seines Jahrhunderts zu verwenden — jungfräuliche Ostpreußen.

Man soll nicht annehmen, daß der König, der die Salzburger und Holländer und die vielen anderen Kolonisten aus dem Reich in dieses östliche Preußen rief, Dank und Neigung sozusagen postwendend erhielt. Das Gegenteil war der Fall. Der litauische Bauer wollte es einfach nicht wahrhaben, daß die Fruchtfolge, daß die verbesserte Technik des Pflügens, daß die straff sozialistische Magazinierung der Ernten ihm selbst und dem Staat nützlicher waren als der bisher geübte Schlendrian. Die Behörden leisteten den Widerstand, den die Bürokratie ihrer Natur nach immer geleistet hat, wenn sie sich einer Revolution gegenüber sah. Sie schaltete anfänglich Ressorts und Schubfächer zwischen sich und den königlich-preußischen Sozialismus, dem sie so überraschend begegnete. Aber damals war der König von Preußen noch mehr als alle Aktensvorgänge seines Landes zusammen. Dieser König war gewillt, sich nicht als Sohn Friedrichs des Ersten zu fühlen, sondern als Enkel des Kurfürsten, der über das Eis gefahren war. (Damals fuhren die Fürsten, wenn es sein mußte, noch über das Eis.)

Friedrich Wilhelm hat Ostpreußen als Landschaft erweckt, indem er die Samländer und die Litauer, die Masuren und die Preußen durch eine Autorität zusammenriß, die unwiderleglich war und vor allem unerbittlich. So ging vom verkannten Preußen, von dieser östlichen Kernlandschaft aus das principium friderici guilhelmi in die Welt, das darin bestand, zu erklären, es käme nicht darauf an, wie viele Gesetze ein Staat schufe und mit wieviel Kommentaren und Erklärungen das geschähe, sondern es käme auf die „Unbedingtheit“ an, mit der diese Gesetze gegen Bürokratie und Reaktion zur Ausführung gelangten. Friedrich Wilhelms letzte Sorgen haben diesem östlichen Preußen gegolten. Er hat die Brückenstellung Ostpreußens zum Reich herüber ungeheuer stark gemacht zu einer Zeit, wo eben erst das junge Preußen konzentrisch zu werden begann und wo auch die kühnste Phantasie noch nicht von einem Reiche sprechen konnte, das gegen Habsburg und Rom und alles Weiche

und Appige auf dieser Welt bereinst von den harten und kargen Flächen und Weiten des Nordens und Ostens ausgehen würde.

*

Friedrich der Große hat Ostpreußen nicht geliebt, aber er hat es vollendet. Nicht nur, daß er nach dem Siebenjährigen Kriege, aller Enttäuschungen ungeachtet, das Werk seines Vaters auf kolonisatorischem Gebiet auch in Ostpreußen fortsetzte, wenngleich das Schwergewicht seiner großen Aufbauarbeiten in Westpreußen lag, — Friedrich vollendete Ostpreußen von außen her. Aber Friedrich stellte die Brückenlandschaft Ostpreußen zum erstenmal in einen ganz großen räumlichen Zusammenhang. Denn von ihm und Herzberg stammt der denkwürdige und aus den Erkenntnissen wahrhaft landschaftlicher Politik geborene Plan, wonach durch Einbeziehung Sachsens und Polens, um Ostpreußen und Danzig gruppiert, ein großer autarker preussisch-nachöstlicher Wirtschaftsraum geschaffen werden sollte. Preussische Industrieerzeugnisse sollten dabei im weitesten Ausmaß gegen polnische Agrarprodukte geliefert werden. Polen selbst sollte in breitester Linie auf Preußen angewiesen und von ihm aus gefördert sein. Diese föderative Politik ist infolge des auch für Preußen unglücklichen Verlaufs der Teilungsaktionen nur zum kleineren Teile verwirklicht worden. Das ändert nichts daran, daß hier aus der Phantasie unseres größten preussischen Staatsmanns ein Gedanke entstand, der bis auf den heutigen Tag als Realität verwertbar bleibt.

Überflüssig, darauf hinzuweisen, wie sehr Friedrich — der Pommern ebenso zärtlich liebte, wie sein Vater Ostpreußen geliebt hatte — Preußen vollendete, indem er diese beiden Landschaften durch die westpreussische Ländelbrücke vereinte. Überflüssig, darauf hinzuweisen, was er in den wenigen Jahren, die ihm nach 1772 noch verblieben, im Negebidistrikt, an der Brahe und in den Weichselniederungen an Bleibendem und wahrhaft Großartigem geleistet hat. Überflüssig auch, darauf hinzuweisen, daß solch ein König in seiner Bevölkerungspolitik nicht bei irgendwelchen Nationalitätentheorien stehen bleiben konnte. Niemand hat so tief das damals noch unausgesprochene Gesetz von der Hoheit der Rasse erlebt, wie dieser König, der in seinem eigenen Antlitz diese Rasse in ihrer höchsten und edelsten Form verkörperte. Friedrich nahm seine bevölkerungspolitische Kolonisationsarbeit unter den Maßstäben vor, die bereits seinem Vater und davor Albrecht und noch früher dem Orden gegolten hatten. Aber er weitete

dieses Prinzip, indem er es zum erstenmal als treibende Kraft für die große bindende und föderative Politik des Nahen Ostens vom starken Rückhalt des Deutschen her wirksam machte. Nichts anderes bedeutet sein preussisch-sächsisch-polnischer Plan.

Wenn wir Ostpreußen als politische Landschaft und wenn wir in einem höheren Sinne Preußen als Erbe und Aufgabe verstehen wollen, dann müssen wir bei einer historischen Betrachtung, deren Aufgabe es ist, fortwährend Schlussfolgerungen in die unmittelbarste Gegenwart zu ziehen, eine Cäsur bei den Ereignissen des Jahres 1772 machen. Der polnische Westmarkenverein greift immer wieder auf dieses Jahr zurück. Aber er vergißt, daß die Teilung sich als Notwendigkeit erwies, weil das Polen Stanislaus Augusts de facto staatsbankrott war, so bankrott, daß es dem ursprünglichen Gedanken des friderizianischen Außenministers von Herzberg, der ein preussisch-polnisches Bündnis anstrebte, keine Handhaben zu bieten vermochte.

Der polnische Westmarkenverein wißt erst jetzt wieder darauf hin, daß die Korridorgrenzziehung von 1919 nichts anderes getan hätte, als den geographischen Zustand wiederherzustellen, der vor 1772 schon einmal bestand. Das ist in der Sache ebenso richtig, wie in der Schlussfolgerung falsch. Wenn wir diesen Maßstab anlegen wollen, dann müßten wir die Westpreußenfrage bevölkerungspolitisch sehen. Dann würden wir aber zugleich auf das hinauskommen, was auf die Dauer eine friedliche Föderativpolitik zwischen Polen und uns zerstören müßte, nämlich auf die Erwägung, daß der wiedergewonnene Korridor nur für sonndso viel deutsche Bevölkerungsüberschüsse ausreichend sei und daß dann, wenn diese Auffüllung erfolgt wäre, eine weitere Expansion zu erfolgen hätte. Das ist aber bei uns ganz und gar nicht der Fall. Wir wissen durch Hegel, daß Politik als werdende Geschichte zu begreifen ist.

*

Also haben wir (ganz abgesehen davon, daß noch auf längere Zeit die deutschen Geburtenkapazitäten innerhalb des Deutschen Reiches und zumal seiner Ostlandschaften untergebracht werden können) zu erkennen, daß die Westpreußenfrage nicht nur eine Volkstums- und bevölkerungspolitische Angelegenheit, sondern auch ein Raumprinzip enthält. Dieses Raumgesetz hat den Orden vor Jahrhunderten veranlaßt, auch nach Westen hin, über Bütow, Anschluß an das Werk Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären zu nehmen. Es veranlaßte dann später Luther zu

dem klugen Ratschlag, den er dem Königsberger Albrecht gab. Noch später veranlaßte es den Kurfürsten und seinen Enkel, die Lösung des preussischen Problems in der Überwindung dieser Raumspannung zu suchen. Nur wer sich das klar macht, versteht den Frieden von Oliva und den von Stockholm, den Friedrich Wilhelm 1720 schloß. Nur von hier aus kann überhaupt verstanden werden, was Friedrich der Große gedacht hat, als er gerade den Netzedistrikt zum Kernstück seiner Kolonisationsarbeit machte. Nur von hier aus kann auch die große Lehre Adolf Hitlers verstanden werden, der gegenüber Polen auf keins seiner preussischen Rechte verzichtete, der aber zugleich grundsätzlich und völlig aufrichtig sagte, daß auch die entscheidendsten Probleme zwischen Deutschland und Polen auf friedlichem Wege zu lösen seien.

Das 18. Jahrhundert hat Ostpreußen nicht nur politisch, sondern auch geistig in die Mitte der preussischen Dinge gerückt. Neben Friedrich tritt Kant, auch dann und dann erst recht, wenn der König den Philosophen überschatten mochte. Wer könnte in Preußen den Geist der Könige von dem der Dichter trennen? Wer wollte es unternehmen, Kant und Friedrich, Kleist und Louis Ferdinand und später, als die Gleichung etwas milder und nüchterner wurde, Fontane und den alten König Wilhelm auseinanderzudenken? Kants Philosophie fußte zwar auf der reinen Vernunft, aber diese Vernunft, deren Postulate „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ heißen, ist nichts anderes, als die Synthese von Nüchternheit und Phantasie, von Wirklichkeitsinn und äußerst gesteigerter Einsatzbereitschaft, von der wir schon so oft gesprochen haben. Der kategorische Imperativ Kants, der aus der Härte, Östlichkeit und Anspruchslosigkeit Königsbergs schrieb, bildete seine Juge zu dem König von Potsdam, dessen Härte aus Küstrin kam, wo Ratte seinen Kopf hatte lassen müssen, „damit die Gerechtigkeit in den Staaten des Königs von Preußen keinen Schaden erleide“.

Von Königsberg aus wurde Ostpreußen zum Widerstand. Kant lebt in dieser Stadt ewig, wie Friedrich in Potsdam ewig lebt. Der Liberalismus beherrscht im 19. Jahrhundert das Reich, aber solange es noch einen König von Preußen gibt, und den gibt es bis 1888, findet der Liberalismus in Ostpreußen so wenig wirklichen Eingang wie in Pommern. Zwar löst er vieles an Reaktionärem aus, vieles, das nachher zwei Menschenalter später von der nationalsozialistischen Revolution brutal unter den Stiefel getreten werden muß, „damit der Gerechtigkeit des Staates kein Schaden geschehe“, aber auch in der Reaktion steckt noch lange Zeit ein Stück von echtem Preußentum.

1861 wird Königsberg noch einmal zur Mitte von Preußen, als König Wilhelm, der in fast allen entscheidenden Fragen seinen untrüglichen preußischen Instinkt wirken ließ, nach Ostpreußen geht, um sich dort die Krone auf das Haupt zu setzen, mit der er dann den Widerstand gegen die Paulskirche mobilisiert. So legal diese Tat ist, so revolutionär ist sie auch. Es mutet fast wie eine Wiederholung dessen an, was, als dieser König noch ein kleiner Prinz war, der General Dörck von Tauroggen in dieser Landschaft aufgerufen hatte. Der Weg vom Ständehaus, wo Dörck am 5. Februar 1813 die Stände aufrief, bis zur Schloßkirche, wo Wilhelm am 18. Oktober 1861 seine Krone nimmt, ist nicht sehr weit.

*

Widerstand auf der ganzen Linie. Widerstand des ostpreussischen Bauern gegen die Reaktion, die zur wilhelminischen Zeit deutlich wird. Widerstand gegen die zunehmende Materialisierung der Königsberger Kaufmannschaft. Widerstand gegen die fade Berliner Politik, die den russischen Draht zerstört und das Wetter nicht sieht, das seit 1904 so greifbar über dem dunklen ostpreussischen Himmel hängt. Widerstand, Widerstand vor allem 1914. Jeder Fußbreit dieser Landschaft trinkt jetzt Blut; und es ist Blut von verschiedenster Herkunft. Diese Landschaft hat ja so vieles Blut getrunken. Anfangend von den Kämpfen der Ritter, die sich mit den Pruzzen im alten Götterwald Romose schlugen, hin über die ganze Fülle der Kämpfe mit Polen und Litauen, Schweden und Russen und hin über den Siebenjährigen Krieg und die napoleonische Zeit — welch ein Symbol, daß Napoleon die erste Niederlage seines Lebens, die von Preussisch-Litauen, auf ostpreussischem Boden bezieht! — bis nach Tannenberg und Masuren, wo ist eine zweite Landschaft zu nennen, die so bis in die Gegenwart hinein unaufhörlich im preussischen Stil für Deutschland geblutet hat?

Soll dieses Blut umsonst geflossen sein? Fast sieht es so aus. Die preussische Krone fällt, vierhundert Jahre hohenzollersch-ostpreussischer Tradition senken sang- und klanglos die Flagge. Die Liberalisten in Königsberg reiben sich die Hände. Wozu hat man die vielen Beziehungen? Wozu hat man die zahllosen wirtschaftlichen Bindungen zur „Königshalle“ und den hinter ihr stehenden Großagrariern? Wozu hat man via Berlin die guten Konnektionen zur SPD.? Man mische das alles durcheinander, setze einen relativ harmlosen demokratischen Oberpräsidenten über das Ganze und betrachte die Provinz als ein Tauschobjekt zwischen

Interessengruppen. So und nicht anders ist Ostpreußen von der Novemberrevolution bis in die Tage der Osthilfen seligen Andenkens hinein regiert. Und es ist dabei nationalsozialistisch geworden. Wie der einzelne Mensch durch die Summe der Demütigungen, Kränkungen und Diffamierungen, mit denen man ihn bedenkt, nur immer noch härter wird — vorausgesetzt, daß er Qualität hat —, so ist auch die ganze Bewegung in Ostpreußen durch den äußeren Terror zum inneren Sozialismus gewachsen.

Das neue, durch seinen Führer entscheidend östlich ausgerichtete Reich erklärte sich durch diesen auf das allerpersönlichste an dieser Aufgabe interessiert, es nahm selbst den allerleidenschaftlichsten Anteil an der neuen östlichen Frontwendung. So wurde Ostpreußen aus einem Subventionsgebiet wieder zu einer völkischen Landschaft. Aus einem Mosesempfänger wurde ein Bannerträger, der an der Spitze des großen geistigen Vorstoßes steht, den das Reich nach Osten wendet. Der ostpreußische Aktivierungsplan steht erst in seinen Anfängen. Auch seine Entwicklung wird wie alles wirklich schöpferische politische Geschehen sich organisch als Wachstumsprozeß, der aus der Landschaft selbst heraus entsteht, entwickeln. Niemals aber wird das revidiert werden, was hier aus so großem Wurf begann. Denn die Aktivierung Ostpreußens ist ein Weg, an dessen Ende die Mobilisierung der Unzahl schöpferischer Kräfte steht, die der gesamte Nahe Osten aus dieser großen Beispielgebung ziehen wird.

Neben dem wirtschaftlichen Aufbau wird Ostpreußen auf das stärkste durch seine ostpolitische Außenwendung bestimmt. Gewiß sind die Zeiten vorbei, in denen ein Albrecht von Preußen aus Königsberg selbständig Außenpolitik machte. Aber die von jedem einzelnen politischen Leiter Ostpreußens zugegebene Tatsache, daß alle außenpolitischen Linien des jungen Reiches allein beim Führer in Berlin zu liegen haben, schließt die große psychologische Außenaufgabe Ostpreußens nicht aus. Und auch hier hat wieder die politische Führung Ostpreußens eine ebenso klare wie knappe Formel geprägt: „Ostpreußen ist keine Insel mehr, es ist wieder eine Brücke geworden.“ Ostpreußen als Brücke, zum Reich, wie zu den jungen Völkern des Nahen Ostens spielt psychologisch selbst die Rolle eines Vorpostens.

Von Ostpreußen aus sprach als Treuhänder des Führers Gauleiter Koch von der „aktiven Ostpolitik der Frontkämpfer in den nahöstlichen Ländern“. So bildete sich von Ostpreußen eine besonders tragfähige

Brückenposition zu Danzig herüber. Vor allem aber wurde das ostpreussische politische Gewissen eine der stärksten Treuebindungen, die der große Friedenspolitiker Adolf Hitler vom Geistigen der Landschaft her gestellt bekam.

Ostpreußen als politische Landschaft ist die Zusammenfassung der politischen Erlebnisse, um nicht zu sagen der politischen bekennerschaften Verpflichtungen auf den Führer und der um ihn versammelten Verantwortungsträger. Wenn irgendwo die Politik als Erlebnis, als Erlebnis im tiefsten und verpflichtendsten Sinne deutlich wird, dann in Ostpreußen, wo die Geschichte mit dem Boden und der Raum mit den Menschen das Feuer wirklicher Hingabe schafft. An dieser Problemstellung von erster Politik wird die größte Wertmessung und die Entscheidung über die Menschen offenbar, die sich mit Politik befassen. Alle wirklich entscheidenden Fragen der Politik sind nicht Frage des Befähigungsnachweises, sondern Frage des Charakters!

*

Politisches Befassen und Erleben ist so wenig dasselbe wie Bekennen und Zugeben dasselbe ist. Es heißt so oft, daß Politik den Charakter verdirbt. Und vielfach verdirbt sie ihn auch. Und es ist gut, daß sie ihn so oft verdirbt. Denn wer sich durch Politik den Charakter verderben läßt, der wird eines Tages an seinem verdorbenen Charakter erkennbar und nur die innerlich feigen, innerlich untreuen und eigensüchtigen Naturen lassen sich von der Politik den Charakter verderben.

Es wird nicht oft genug betont, daß es auch in der Politik den Untermenschen gibt. Aber so gut, wie der politische Untermensch noch immer scheiterte, wo er mit Preußen als politischer Idee zusammengeriet, so gut wird auf die Dauer der politische Untermensch scheitern, der seine Vermessenheit auf nationalsozialistischen Gesinnungen spazieren führen möchte.

Der politische Untermensch sieht sich und bestenfalls seine Clique. Er sieht auch Ideen. Aber sie ergreifen ihn nicht. Er sieht sie nur insoweit, wie er sie in Rechnung stellen kann, um seine egoistischen Ziele zu erreichen. Ihm ist jedes Mittel recht, wenn er sich selbst damit ein wenig vorwärts bringt. Deshalb nennt er seine Clique gern eine Kampfgemeinschaft und seinen Egoismus gern seine Treue. Wenn er jemanden

austauschen sieht, der die Politik erlebt, und ihr als Idee verschworen ist, so wird er diesen Menschen nicht an seiner Idee, sondern an seiner Position messen. Hält er diese Position für angreifbar, so wird er alles tun, um diesen Konkurrenten — für den politischen Untermenschen erscheint der Mensch des politischen Erlebnisses immer ohne weiteres als Konkurrent — zu beseitigen. Hält er die Position aber für unangreifbar, so wird er dreimal täglich erklären, wie sehr er jenen „Kampfgenossen“ liebe, wie tief er ihm innerlich verbunden sei. Wird er trotzdem vom andern durchschaut, so wird er unglückliche Liebe markieren, und niemals aufhören, zu hoffen, daß irgendeine neue taktische Lage das Verhältnis bessern könnte. Denn daran erkennt man den Untermenschen in der Politik am ehesten: er redet immer und unaufhörlich von Taktik.

Taktik aber ist niemals im letzten Sinne Politik. Taktik ist eine Unterfunktion, die in allen entscheidenden Situationen dem Einsatzbereiten und der wirklichen Tat zu weichen hat, — wer immer von Taktik redet, ist im Kern seines Wesens Liberalist. So ist denn der politische Untermensch im Nationalsozialismus ebenso im Aussterben begriffen, wie der Liberalismus im Aussterben begriffen ist. Das gilt für den gesamten deutschen Nationalsozialismus, für alle seine Räume. Aber für Preußen und seine Landschaften gilt es besonders. Deshalb ist der Kampf gegen den Untermenschen für uns der Kampf gegen Reaktion im weitesten und neuartigsten Sinne.

Preußen ist durch sieben Jahrhunderte der Kampf des politischen Erlebnisses gegen das politische Untermenschentum. So war es mit dem Kampf Heinrich Kneß von Plauens gegen die Eidechsenritter. So war es zwischen Herzog Albrecht und den Ständen, die den äußeren Gegner ins Land riefen, um sich selbst einen Vorteil anzuhandeln. So war es mit der großen Fehde Friedrich Wilhelms gegen die von Schlubhut und Genossen vertretene korrupte Bürokratie. So war es mit Friedrich, der erleben mußte, wie im Jahre 1759 eine Reihe sehr hochstehender Staatsuntertanen, die ihm länger als ein Jahrzehnt immer neue Treue gelobt hatten, plötzlich die bessere Konjunktur bei Rußland sahen und von ihm abfielen. Und so ging es weiter bis auf diesen Tag, bis hinein in die Prozeßverhandlungen um Walter Hippel.

*

Politik in ihrer wirklichen und hohen Form ist demgegenüber nicht nur Erlebnis, sondern auch Religion. Wer nie von einer politischen Idee

befessen, wer ihr nicht weit über alle Bindungen an seine private Existenz, seinen persönlichen Vorteil, seine Gesundheit und sein Leben, verfallen, verschworen und im tiefsten Sinne ergeben ist, der hat kein Recht, von Politik zu sprechen. Politik ist die Frage einer Dynamik, deren letzte Kräftegleichung von anderen Komponenten als denen der bloßen (taktischen) Logik und der kalten (liberalen) Vernunft, die 1789 nicht umsonst zum Standbild der Pariser wurde, bestimmt wird. Zwar ist die Politik manchmal auch kaltes Rechnen. Aber das kalte Rechnen dessen, der nicht für sich, sondern für eine Sache rechnet, die er wirklich erlebt, sieht anders aus als die Berechnung des Untermenschen. Der deutsche Nationalsozialismus kann sich neben Hunderten, die ganz bewußt für ihn gefallen sind, schließlich immer auch noch auf Kleist, auf Dörck, auf Friedrich beziehen. Die preußischen Fahnen sind insoweit nicht nur deutsche Symbole, sondern auch Realitäten, die man einsetzen kann, wenn die eigene Hand würdig genug ist, um ihre Schäfte anzufassen.

Nur für den, der die Politik so aus den Tiefen heraus erlebt, nur für den in diesem Sinne Befessenen, nur für den auf solche Art zum kalten Rechner und rücksichtslosen Tatmenschen Gewordenen kann der Zusammenhang von Landschaft und Politik zum Gewissen und zur Offenbarung werden. Denn nur von hier aus lassen sich geschichtliche Zusammenhänge mit räumlichen Empfindungen einen, läßt sich Politik aus ihren menschlichen Beziehungen treiben. Es gibt kluge politische Menschen, die gelegentlich ganz ernsthaft behaupten, daß sie im tiefsten Grunde niemand trauen und daß die Politik die Sache eines legelichen Mißtrauens sei. Auch sie geraten zu kurz, genau wie jene, die fortwährend den Versuch machen, zwischen politischen Untermenschen und politischen Bekennern zu vermitteln, sei es, weil sie das Gesetz nicht erkennen, sei es, weil sie es ahnen und fürchten oder sei es auch, weil ihnen der vertrocknete Grundsatz „divide et impera“ als Offenbarung erscheint.

*

Wozu wenden wir uns denn gegen Habsburg, wozu sprechen wir denn von Preußen, wenn wir nicht auch an uns selbst fortwährend die preußischen Gesetze gegen die habsburgischen Methoden ins Gefecht führen wollen? Denn Politik ist im Grunde ihrer Tiefen noch immer die Angelegenheit menschlicher Beziehungen gewesen. Die Könige von Preußen hatten nicht nur Untertanen um sich, sondern auch Freunde und Vertraute,

denen ihre Treue genau so galt, wie sie diese Treue bedingungslos für sich verlangten. Preußens und zumal Ostpreußens Entwicklung als politische Landschaft ist durch den fortwährenden Gegensatz zwischen Treue und Untreue umrissen. Wer nicht den Blick für menschliche Untreue und Treue hat, kann sich nicht auf preußische Politik berufen und auch nicht die Entstehung Deutschlands von Preußen her begreifen.

Wiederum ist auch hier der Führer des deutschen Nationalsozialismus zugleich der Reformator der menschlichen Beziehungen in der Politik geworden. Wer Adolf Hitler nicht von seinen menschlichen Beziehungen her sieht, kann ihn nicht als Staatsmann verstehen. Adolf Hitler rief Preußen wach, indem er ihm wieder Traditionen und mit den Traditionen die politische Forderung gab. So steht Preußen vor uns als Erbe und als Aufgabe, und es will täglich neu erobert sein. Wir werden Gewissen zu zeigen haben. Denn nur aus Haltung und Disziplin läßt sich das gefährliche Kriterium überwinden, welches in den Umwälzungen der Zeit ein Geschenk sieht, das nur aus dem Schoße des beruhigten eigenen Ich aufgehoben zu werden braucht.

Revolutionen sind keine Geschenke. Sie sind fortdauernde Verpflichtung und reichen als solche weit über uns hinaus.

Niedersachsen, der Osten und das Reich

Trachte ich denn nach Glück?
ich trachte nach meinem Werk!

Friedrich Nießsche.

Der Osten ist aus niedersächsischer Mutterschaft heraus entstanden. Einer der ersten Vorstöße, der kolonisationsmäßig in den Osten ging, kam aus der wagrigen Ecke Schleswig-Holsteins. Es war das Bistum Starigrad, das von der Mitte des 10. bis gegen Ausgang des 11. Jahrhunderts den Ostraum von Ostholstein bis zur Oder erschloß. Heute sieht niemand mehr der kleinen verschlafenen Landstadt Oldenburg in Holstein an, daß sie vor 1000 Jahren der Hauptsitz dieses Bistums war, das unter seinem Gründer, Bischof Marco, und seinen zehn Nachfolgern den Ostraum freilegte, und zwar gleichermaßen zur See wie zu Lande, denn Oldenburg, das damalige Starigrad, war zugleich Seehafen geworden.

Das wendisch-deutsche Bistum Starigrad, das zum erstenmal die große Rassen und Völker, Landschaften und Räume einander assimilierende Kolonisationsaufgabe anfaßte, war aber doch wiederum nur ein Teilausschnitt aus dem gewaltigen niedersächsischen Staatsbildungsprozeß, der während des 10. und 11. Jahrhunderts an den Osten heranging. Es war die Zeit, in der die christliche Kirche zum erstenmal der nordischen Welt begegnete und von ihr so beeindruckt wurde — weil eben das Nordische bisher noch immer stärker gewesen ist, als das Christliche — daß die Idee des nordischen Patriarchats aufkam, eine der größten Gefahren, die Rom jemals zu bestehen hatte. Es war die Zeit, in der Adalbert von Bremen, in dem sich das Schicksal Niedersachsens und des Ostseekreises zum erstenmal deutlich macht, als Erzbischof von Hamburg über die Ostsee hinweggriff. Um das Jahr 1055 unternimmt er seine Finnlandmission, etwa um die gleiche Zeit seinen großen Zug nach Kurland. Dieser mächtige Niedersachse, der an der baltischen Küste alle heute noch bekannten Bistümer — mit Ausnahme Rigas — gründete, wollte mit seinem nordischen Patriarchat nicht mehr und nicht weniger, als die völlige Unterordnung aller Grafengewalten und Fürstenmächte des großen Ostseeraumes unter sein habsburgisches Bistum. Aber der Heilige Stuhl in Rom mochte wohl wissen, daß die Art, wie hier die christliche Lehre ins Niedersächsische, Nordische und Östliche überetzt wurde, dem Römischen einen Widerpart bot. So mußte Adalbert denn seinen Erzbischof preisgeben und sich mit der mageren Stellung eines Vikars begnügen. Der Versuch, von der Kirche her das Niedersächsische mit dem Östlichen zu

binden, war in seinen ersten Anfängen gescheitert, obschon Adalbert selbst noch in seinen späteren Jahren versucht hat, diese Politik in weltliche politische Formen zu übersetzen. Denn die Tragik Adalberts von Bremen wird geschichtlich noch inhaltsreicher, wenn man bedenkt, daß er von Heinrich II. zum Erzbischof erhoben war und daß er Heinrich IV. erzogen hat. Heinrich II., von dem hier später noch einmal zu reden sein wird, war bekanntlich der letzte Sachsenkaiser, der neben seinen römischen Zügen immerhin noch die Zeit fand, von Bogeslaw von Polen die böhmische und die Meißner Mark zurückzuerobern. Tilman Riemenschneider, der, wie der Kaiser selbst, im südniedersächsischen Raum zwischen Harz und Oberweser beheimatet ist, hat ihm in Bamberg sein Denkmal gesetzt. Hätte dieser Kaiser den großen Hamburger Erzbischof verstanden, so wäre er, anstatt vergeblich um das Mittelmeer zu ringen, anstatt sich die eher dornene als „Eiserne Krone“ von Pavia zu holen, gewiß zum unbestrittenen Herrn des Ostseekreises geworden. Das Land zwischen der Meißner Mark (die ja schon vor über hundert Jahren Heinrich I. von Sachsen zum Grenzland nach Osten hin bestimmt hatte) und den baltischen Eroberungen Adalberts lag damals offen und frei, als wartete es nur darauf, von einer kühnen und sicheren Hand erobert zu werden. So wurde der Ostseekreis schon mehrfach aus dem niedersächsischen Raum heraus mißverstanden, ehe er dann später über Heinrich den Löwen, die niederdeutschen Hochmeister und die plattdeutsche Hanse zum erstenmal zum vollen Zuge kommen sollte.

Und was für ein eigenartiger Zufall ist schließlich Adalberts Stellung als erster unrömischer Bischof, wenn wir ihn uns als Erzieher des großen Kaisers Heinrich IV. betrachten, zugleich als seinen Vormund, der gemeinsam mit Otto von Northeim daran arbeitete, den Norden gegen die Meditterranität zu stärken. Wenn später in Heinrich IV. und in seinem Kampfe gegen Gregor VII. zum erstenmal der offene Widerstand der deutschen Krone gegen die päpstliche Tiara deutlich wurde, so können wir es das Erziehungswerk des niederdeutschen Bischofs nennen, dem die Ostsee mehr galt, als das Mittelmeer. Und selbst über Canossa brauchten wir die niederdeutsche Patenschaft nicht zu verleugnen, denn Canossa war mehr als eine Unterwerfung: es war der geradezu geniale Schachzug, mit dem der von seinen Fürsten verlassene Kaiser den Papst und die Fürsten auseinandermanövrierte. Es mag nötig gewesen sein, dieses erste Zwischenspiel kirchlicher Kräfte so ausführlich an den Anbeginn einer Studie über Niedersachsen, den Osten und das Reich zu stellen, weil damit etwas Grundsätzliches ausgesagt ist. Denn wo immer vom Norden her

der Widerstand gegen das Mittelmeer wach wurde, da sammelten sich diese Kräfte im niederdeutschen Raum. Das war im 11., das war auch im 12. Jahrhundert unter dem Löwen so, das wurde nicht anders in den Jahrhunderten der Hanse, des Ordens, Luthers, des Dreißigjährigen Krieges und selbst in den beiden preussischen Jahrhunderten. Denn auch Preußen ist ja aus niederdeutscher Mutterschaft geworden und gewachsen, und heute wiederum werden wir für den Osten so lange fruchtbar bleiben, ihm so lange etwas zu sagen haben, wie wir uns den niederdeutschen Raum intakt halten. Um diesen Entwicklungsgang des Niedersächsischen als tragenden Elements der deutschen Geschichte deutlich zu machen, müssen wir an dieser Stelle vom Perspektivischen noch einmal ins Chronistische zurückgreifen und von Adalbert her und zunächst noch einmal über ihn zurückgreifend die Entwicklung weiter abrollen lassen.

Die weltlichen Fürsten und Herren des niedersächsischen Raums sind damals, im frühen Mittelalter, weitergekommen, als der Bremische Bischof. Sie haben dauerhafter gearbeitet.

*

Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts hat Heinrich I. den Osten bis zur Elbe tributpflichtig gemacht. Dieser vom niedersächsischen Harz kommende Fürst legt damit seinen ersten klaren Aufriß von politischer niedersächsischer Ostkolonisation. Gleichzeitig hat Heinrich den Osten gegen die Ungarn gesichert, Meißern zur festen Grenzposition des Reiches gestaltet, dessen Ostmark niedersächsisch bestimmt war und diesem Reich in seiner Verwaltung die charakteristischen Züge niedersächsischer Schlichtheit, Nüchternheit, Zuverlässigkeit und Dauerhaftigkeit gegeben. Das Grab des ersten Sachsenkaisers liegt in Quedlinburg unbekannt und fast vergessen und doch hat er wie kaum ein deutscher Kaiser außer seinem Sohn das Reich auf den Norden und Osten festgelegt, gesichert und bereichert.

Ditto I., der Saxe, Sohn und wahrhaft würdiger Erbe Heinrichs, ist in der Geschichte durch seine Ungarnschlacht bekannt, aber wir haben zu wenig gewürdigt, wie sehr gerade er den Osten gesehen und gefördert hat. Und wenn er weiter nichts getan hätte, als einen Hermann Billung über Sachsen zu setzen, und ihm erneut die östliche Kolonisation anzuweisen, so wäre das schon eine der größten und bleibendsten Taten, die jemals von Niedersachsen her für den Osten getan ist. Doch neben Hermann Billung steht Markgraf Gero, der Gründer BERNRODES, der Schöpfer der Ostmark und der Lausitzer Ostmark, der damit der wahre Erbe Heinrichs des Ersten wurde, ein legendärer Fürst, den später das

Nibelungenlied erwähnen wird. Sachsen und die Mark werden nun die festen Positionen, von denen aus dieser mit nachtwandlerischer Sicherheit ans Werk gehende Otto von Niedersachsen sein Reich in den Osten trägt. Zwar hat Otto seine Fäden, und es waren in diesem Falle zarte Fäden, auch nach Burgund gesponnen, zwar ist sein Leben durch große Fehler und große Tragödien umdüstert, von denen die seines hochverräterischen Sohnes Lindolf — Hrosvitha von Gandersheim hat es besungen — ihn am schwersten traf. Aber auch aus dieser Tragödie wächst neue Kraft. Sie führt zur Liquidierung von Ottos italienischer Politik. Er geht wieder nach Sachsen und der Chronist Wedekind schreibt darüber, daß er „dort den König widerfindet, den er in Franken verlor!“ Hermann Billung und Markgraf Gero haben dem Kaiser den Osten gehalten, als er sich nach Italien verschwendete, aber er hat seinen Namen für uns erhalten, als er diese Markgrafen gegen eine Welt von Feinden hielt. In Magdeburg wird er beigesetzt, auf seinen ausdrücklichen Befehl noch im Sarge mit dem Antlitz nach Osten gewendet, den er im Anfang seines Herrscherlebens erobert und erst gegen Ende dieses Lebens gesehen und erlebt hatte. Der „rote Otto“ wird für alle Zeiten das Bild des niedersächsischen Geistes bleiben, dessen Weltanschauung Osten heißt.

Von Anbeginn an hatte er sich ja gegen die Südlichen wehren müssen, gegen den Franken und den Lothringer, gegen die Langobarden und zuletzt noch gegen die Bayern. So hatte er, der doch zugleich Besieger der Ungarn war, immer und immer wieder seine Schlagkraft nach Süden und Südosten richten müssen. Aber seine Größe liegt — und hier zeigte sich, wievielmehr er war, als etwa später der sogenannte Barbarossa — letzten Endes doch darin, daß er sich in der Absage gegen das Mittelmeer, gegen Leo VIII. und seine deutschen Kreaturen nicht erschöpfte, sondern daß er gerade unter dem Schutze seiner ständig blankgehaltenen Waffen im Norden und Osten etwas Bleibendes aufgebaut hat, das mit der Zeit stark genug werden konnte, von der norddeutschen Basis her das Reich als solches unantastbar zu machen. Zwar hatte auch er sich stark auf die Bischöfe gestützt, aber die Bischöfe, vor allem die in den neuen von ihm eingerichteten norddeutschen Bistümern Schleswig, Havelberg, Brandenburg, Magdeburg, Merseburg und Meissen waren weit mehr seine eigenen Gauleiter als die Vasallen Roms, das er von seiner niederdeutschen Basis aus damals doch sehr in die Ferne gerückt hatte. Der rote Otto wird für uns also nicht nur der Repräsentant des niederdeutschen Gebietes sein, dessen Weltanschauung östlich ist, sondern er wird darüber hinaus uns die Sammlung des Reiches gegen

die Kräfte der Mediterranität bedeuten müssen. Wir sollten heute weniger von Karl dem Großen sprechen, als von diesem Zeitalter der Sachsen, die das Reich als Unabhängigkeit gedacht, die es gerade in den Unvollkommenheiten ihres Zeitalters zu einer starken und doch leichtbegreiflichen Tradition für uns und unsere Gegenwart gestaltet haben.

Während die späteren sächsischen Ottonen nicht mehr die Kraft haben, dieses östliche Erlebnis des Vaters weiterzutragen — auch Otto II., der ein Mann von gewissem Format, wenn auch ohne die überragenden Genialitäten seines Vaters, war, weiß mit der Eroberung Böhmens und Polens nichts Rechtes anzufangen — lebt im schon erwähnten letzten Sachsenkaiser, in Heinrich II., dem Heiligen, das Reichsbewußtsein dieses jungen Deutschlands, dessen politische Mitte der niedersächsische Harz und dessen Sendung der Osten ist, noch einmal auf. Zwar führt auch er italienische Kriege, aber viel wichtiger ist ihm sein siegreicher Feldzug über Boleslaw von Polen und die Herausgabe Böhmens, vor allem aber die Auslieferung Meißens. Zwar ist der König, dessen eigentliche Heimat die Oberweser war und der auch in Grono bei Göttingen (1024) nach 22jähriger Regierung starb, in Bamberg beigesetzt, aber dennoch wird sein Name und sein Werk der großen östlichen Tendenz des von sächsischen Kaisern geführten Reiches, für immer einen bleibenden Glanz schöpferischen, geschichtlichen Bewußtseins vermitteln. Diese Aufgabe hat Adalbert von Bremen in eine neue Form gegossen, wie sie dann später von Askaniern und Welfen wiederum auf eine neue Art übernommen ist.

*

Wenn jetzt auch die niedersächsische Ostmission fast ein Jahrhundert in Vergessenheit gerät, so ist es kurz nach Beginn des 12. Jahrhunderts doch wieder das niedersächsische Harzzentrum, von dem aus der nächste Vorstoß in den Osten greift. Um 1100 wird Albrecht der Bär in Ballenstedt am Harz geboren, dreißig Jahre später wird er mit der Nordmark, bald darauf auch in Sachsen belehnt. Zwar kann er Sachsen nicht halten, das an den Schwiegersohn Kaiser Lothars von Supplingenburg, Heinrich von Stolzen gerät, aber um so stärker wirft sich der große Mann auf seine Ostaufgaben. Er erobert die Neumark, er wird zum eigentlichen Gründer der Mark.

Zu den vergessenen Größen unserer Zeit gehören — das muß hier bemerkt werden — neben den Sachsenkönigen (von denen ja wenigstens noch ein allgemeines Bewußtsein im Volke lebt) auch die Askaniern, obwohl sie seit Adalbert von Ballenstedts Zeiten die niederdeutsche Grenze nach

Osten gestärkt und erweitert, und, um ein neuzeitliches Wort zu nehmen, kolonisiert haben. In Albrecht dem Bären erfüllt sich dieses Haus, wie sich die Welfen in Heinrich dem Löwen zum ersten Male erfüllten. Noch heute gilt Moeller von den Brucks schöne Bemerkung, die er im „preussischen Stil“ niedergeschrieben hat: „Die Reihe der Askanier ist wie eine Reihe von Bahnbrechern, von denen jeder Einzelne unpersönlich Albrecht dem Bären nachgelebt zu haben scheint — in eiserner Rüstung, anliglos, stehen sie Mann für Mann in stummer, mittelalterlicher, noch romanischer Massivität . . .“ So könnte man auch fast sagen, daß die Kolonisation Albrechts des Bären bei aller Größe doch wiederum unpersönlich gewesen sei, mehr das Ergebnis einer Schicht, als das eines absolut Einzelnen. Und das würde ihn ja gerade prädestiniert machen als mächtige menschliche Bindung vom Welfentum zum Preussentum herüber: denn, während Welfentum als „Leidenschaft des Wirklichen“ (wie der „preussische Stil“ es nennt) sehr wesentlich auch Leidenschaft der Persönlichkeit ist, so ist Preussentum doch sehr viel mehr die Leidenschaft der Schicht und der Kameraderie. Und so steht Albrecht denn historisch wie auch städtebaulich am entscheidenden Platz an der Elbe als der Brückenbauer, der dem Niedersächsischen ins Preussische hinein den Weg zu Wille und Weite freigibt.

Der Gründer der Mark war aber eigentlich ein wenig wider Willen an seine eigenen Kolonisationsaufgaben geraten. Der Supplingenburger hatte eine sehr egoistische Familienpolitik im Auge gehabt, als er dem Askanier das Herzogtum Sachsen, auf das er jeden nur möglichen Erbanspruch besaß, vorenthielt und es dafür an seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen überwies, wodurch denn der schwere und harte und bis zum Tode dieses Welfen unversöhnliche Gegensatz hervorgerufen wurde. Zwar hat Konrad III. später versucht, dem Askanier Sachsen zurückzugeben, aber was das Haus Welf einmal in seinen harten Händen hatte, das hielt es auch. Und so kam dann der Askanier immer mehr dazu, seine mächtige Spannkraft nach Osten zu richten. So wurde er zum Eroberer von Brandenburg, zum Herrn von Orlamünde und Langermünde, zum großen Kolonisateur des Landes zwischen Elbe, Havel und Spree, in das er (ähnlich wie es sechs Jahrhunderte später die beiden großen Preussenkönige taten) seine Siedler aus Flandern, den Niederlanden und dem Niederrhein rief, die dann wiederum Kölln an der Spree, das heutige Berlin, gegründet haben. So schiebt sich auch damit wieder das Askanische ins Märkische und Preussische vor.

*

Über Heinrich den Stolzen und Heinrich den Löwen, seinen Sohn, spannt sich die Brücke vom Niedersächsischen zum Östlichen dann zum erstenmal zu ihrer vollen Weite, in der nun schon die ganze Problematik des großen Reiches sichtbar wird. Heinrich der Stolze, Schwiegersohn Lothars, Vater des Löwen, ist zwar ein Gegner Albrechts des Bären sein Leben lang, aber er ist nicht umsonst der Erbe über die Landschaft geworden, aus der heraus Ende des 11. Jahrhunderts ein Otto von Northeim als Führer des niedersächsischen Aufstandes hervorgegangen und dafür geächtet war. Auch ihm geht es nicht anders, als er sich gegen die Stauffer stellt, wofür ihn Konrad III. in die Acht schickt und wie wir eben erwähnten, das Herzogtum Sachsen Albrecht dem Bären zuzuschreiben versucht. Das welfische Haus, dessen jüngere, niedersächsische, Linie mit ihm eigentlich seinen Anfang nimmt, dieses Haus, in dem das Blut der Billunger lebendig ist, wird nun mit seinem Sohn und Erben, Heinrich dem Löwen, das größte Kapitel niedersächsischer Ostgeschichte liefern, das wir kennen.

Wieder ist eine große kolonisatorische Episode von kirchlicher Seite vorbereitet: Otto von Bamberg, Schwabe von Geblüt — die Schwaben sind außer den Niedersachsen das einzige Blut, das im Osten wirklich schöpferisch gewirkt hat — schließt 1120 den berühmten pommerschen Vertrag, auf den hin die Pommern sich von ihm taufen und ihm den Titel des „Apostels von Pommern“ zukommen lassen. Aber dieser kirchliche Vorstoß in den Osten bekommt doch erst Gestalt, Geltung und Gesicht, als Heinrich der Löwe auf die politische Bühne dieses großartigen Jahrhunderts tritt. Anfänglich ist er Herzog von Bayern und Sachsen zugleich, mit gewissen Unterbrechungen herrscht er, als Inhaber zahlloser Besitzungen, über den ganzen Raum zwischen Adria und Ostsee. Aber er weiß, daß die Ostsee hundertmal mehr wert ist als die Adria. Er sieht seine eigentliche Aufgabe in der Eroberung des östlichen Koloniallandes in Lauenburg, Mecklenburg, Pommern und einem Teil der heutigen Mark. Er bestätigt also erneut die vor einigen Jahren von Adolf II. von Schaumburg vollzogene Gründung Lübecks. Er sichert sein neues Kolonialland nach allen Fronten. Als er dann allerdings, vielleicht nicht nur um seine niedersächsischen Ostaufgabe zu retten, sondern wohl ebensosehr aus persönlichen Machtgründen, Friedrich Barbarossa die Unterstützung für die Mittelmeerfeldzüge verweigert und dadurch dessen Niederlage bei Legnano verschuldet, trifft ihn, Ende 1179, die Acht. Aber das Werk, das der Löwe zwischen Niedersachsen und dem Osten geschaffen und das Albrecht der Bär durch seine Eroberungen

des Havellandes und der Priegnitz, der Spree und Brandenburgs vorbereitete, bleibt bestehen, um so mehr wo der Löwe es nach 1185 zum guten Teil wieder aufrichten und Kaiser Heinrich VI. sogar die dokumentarische Anerkennung dieses Wiederaufbaus abnötigen konnte. Dieses Werk ist ein gemeinsames Werk geworden, wie ihnen beiden denn ja auch das niedersächsisches Blut gemeinsam war. Die alte Feindschaft zwischen Albrecht dem Bären und Heinrich dem Stolzen mochte sich auch auf Heinrich den Löwen übertragen, — 1166 ist es sogar einmal zu einem allerdings ergebnislosen Kampf zwischen ihnen gekommen — die Gemeinsamkeit des Werkes konnte sie nicht erschüttern. Sie überdauerte auch noch die Verbannung des Löwen und setzte sich fort in der Hanse und dem Orden, die ein Jahrhundert später auf diese Fundamente zurückkommen konnten.

*

Mit dem Aufkommen der Hanse ging zunächst noch einmal wieder der Versuch, vom Bremer Erzbistum aus das nordische Patriarchat zu beleben. Wenn auch das wiederum, und naturnotwendig, am römischen Widerstand scheiterte, so wollen wir doch nicht vergessen, daß die Hanse, die ihre Kontore nach Osten bis nach Krakau und Nowgorod ausgedehnt hat, zugleich in Verbindung stand mit dem Entstehen der ersten isländisch-deutschen Kolonie und danach in allerengster Verbindung mit dem gewaltigen Staatsbildungsprozesse des Ritterordens. Wir haben heute vergessen (obwohl die zahllosen niedersächsischen Dorfnamen im Weichselraum uns eigentlich immer aufs neue daran erinnern sollten), wie stark das niedersächsische Menschentum die Staatswerdung des Ordens beeinflusst hat. Nicht nur, daß die vom Orden herangezogenen deutschen Handwerker und Bauern zum überwiegenden Teil aus dem niedersächsischen Raum kamen, auch die Führung des Ordens (wenigstens während seiner Blütezeit — der Abstieg war nachher sehr wesentlich die Schuld sizilianischer und sonstiger südlicher Granden —) ist ganz außerordentlich stark durch niedersächsisches Blut beeinflusst worden. So stammt Hermann Balk, der Gründer Kulms, Thorns, Marienwerders und Elbings, aus niedersächsisch-altmärkischer Familie, kommt also aus demselben Boden wie die Bismarcks. So ist Winrich von Kniprode, der Sieger von Rudau, Niedersachse gewesen, ebenso der Hochmeister Luder von Braunschweig. So kam der große Hochmeister des isländischen Ordens Walter von Plettenberg aus dem niedersächsisch-westfälischen Raum. Noch heutigentags sprechen eine Reihe von Ordenssiedlungen und Schlössern — wir nennen hier nur die jetzt auf polnischem Boden liegende Ritterburg Rheden

— niedersächsischen Namen aus. Wer die Hanse nicht plattdeutsch versteht, begreift sie nicht. Und wer nicht den Orden und die Entwicklung des Ordens auf Preußen hin von dieser niedersächsischen Mutterschaft über das Preussische her begreifen lernt, der kann auch den Orden und in einem weiteren Sinne Preußen nicht verstehen.

Schon der erste Hochmeister, Hermann von Salza, hatte, wenn er selbst auch als geborener Thüringer nicht aus dem niederdeutschen Raum beheimatet war, dessen Bedeutung doch sehr klar begriffen, als er sich in die historischen Verhandlungen mit Konrad von Masowien einließ, auf die hin dann der Ritterorden seinen Weg von Altkönig über das Burgenland auf die Kulmer Weichselhöfen antrat. So ließ er bei dem Kaiser Friedrich II., dem Sizilianer, dem freilich Norden, Ostsee und Osten eine ferne und „unsüdliche“ Welt bedeuten, durchsetzen, daß Lübeck als rückwärtige niederdeutsche Hauptverbindung des Ordens zur freien Stadt erhoben wurde. Der Orden, der in den Zeiten seiner höchsten Macht kolonisationsartig gar nicht von der Hanse auseinandergedacht werden konnte, hat also nicht nur in seinen Hochmeistern und Komturen, die niederdeutschen Blutes waren, das niederdeutsche Primat betont, sondern er hat auch in der Ansetzung seiner Städtegründungen und Dorfsiedlungen diese historische niedersächsische Mutterschaft über den jungen preussischen Boden deutlich gemacht. Und er hat dabei durch Beispiel gewirkt: Denn die niedersächsischen Einflüsse auf die Gestaltung des Ostens haben sich während des Mittelalters durchaus nicht allein auf Orden und Hanse beschränkt. Kasimir der Große von Polen, der letzte Piast, hat zum Beispiel während des 14. Jahrhunderts Tausende von niedersächsischen Kolonisten in Polen angesiedelt. Gleichzeitig ist das Element des niedersächsischen Blutes auch schon damals in den Südosten gedrungen. Auch das ist wichtig, weil wir ja niemals den Osten nur in Ausschnitten sehen dürfen, sondern uns in jeder Weise darüber klar zu sein haben, daß der Osten ohne Südosten unvollständig bleibt. Seit Kasimirs Zeiten hatte das Niedersächsische sich als Ferment, als treibende und mitteilende russische Kraft auf den weiten Raum von Flandern bis an die polnische Ostgrenze ausgeweitet. Hier war Polen als Staatsraum zum erstenmal nicht als Widerspruch des nordischen und preussischen Denkens und der Weltanschauung des Ostseekreises erschienen. Kasimir hatte im Kalischer Frieden (1343) ausdrücklich die polnischen Ansprüche auf Pommern und Kulmerland preisgegeben, hatte Böhmen an Schlesiens abgegeben und seine eigene Ausdehnung im Süden und Südosten und zur

Schwarzen Erde hin gesucht und gefunden. Daß der niederdeutsche Mensch, in dem noch seit jeher Vorpostengespinnungen lebendig waren, hier im friedlichen Vordringen Aufgaben fand, war nur natürlich. Er fand sie immer noch an allen vorgeschobenen Grenzen des Ostseekreises im weitesten Sinne.

*

Vor allem können wir hier auch daran denken, welche entscheidende Rolle gerade Schleswig-Holstein dem Osten gegenüber gespielt hat. Zwar war mit der Schlacht von Bornhöved 1227 der Traum Waldemars von Dänemark, der über Holstein hinweggreifend die östliche Ostseeküste erobern wollte, ausgeträumt. Nun aber war mit dem ausgedehnten 13. Jahrhundert das Hans Gortorp in Holstein zum Zuge gekommen. Allerdings werden die ersten Jahrhunderte Gortorpschen Regiments in den Herzogtümern eine Fülle von Teilungen und Hin und Her sehen, zwar sinkt nun auch seit dem Brannschweiger Erbfolgekrieg der eigentliche niedersächsische Kreis in seinem Einfluß herab. Dennoch bahnt sich zwischen Gortorp und dem Osten Neues an. Seit dem Niederbruch des Ordens und der Hanse ist der niedersächsische Kraftstrom nach Osten einstweilen versandet, aber schon durch den Protestantismus, schon durch Luthers Beziehungen zu Johann Bugenhagen einerseits und zu Herzog Albrecht und Osiander in Königsberg, diesem „Wittenberg des Ostens“, andererseits, kommt eine neue Beziehung in Gang, neues Leben in die alten Linien.

Wie am Anfang der Hanse das plattdeutsche Element Pate gestanden hatte, wie es in der Blütezeit der Reformation durch Jürgen Wullemwesers (wennschon falsch ausgerichtetem, so doch bleibend bedeutamen) protestantischen Aufstand, wie es damals ferner durch Bugenhagen, der ein gebürtiger Pommer war, das Evangelische mit dem Norddeutsche-Heimatlichen zu verschmelzen wußte, so fand es nun über alle Wirren und Wirrsale des 16. und 17. Jahrhunderts hinaus seinen eigenen Weg in die Welt. Seit Luthers Tod und bis hin zum Auftreten des Großen Kurfürsten fehlte dem niederdeutschen Element die führende Hand, derer es noch stets zu planvollem Einsatz in der deutschen Geschichte bedurft hatte, ohne die es aus sich heraus die große Gleichung „Niedersachsen, Osten, Reich“ niemals gestalten konnte. Das welfische Haus begnügte sich in diesen mehr als hundert Jahren mit durchschnittlichen amtmännischen Menschen auf seinen so zahlreich gewordenen Fürstenthronen. Um die Hanse war es ruhig geworden, und oben in Preußen war man froh, wenn unter der pol-

nischen Libertät noch ein paar Reste der vergangenen Größe am Leben bleiben durften.

So wuchs das Niedersachsenthum in diesen Zeitläuften des ausgehenden Mittelalters von selbst über seine Grenzen. Die großen niederdeutschen Landsknechte wie der von Klentke aus Hämelschenburg und der Schulenburg aus Hehlen, die durch die weite Welt des Waffenlärms geritten sind, um dann meist gegen Abend ihres Lebens in die alte Heimat zurückzukehren, bilden nur einen Ausschnitt aus dem großen Prozeß der Entfremdung niederdeutscher Volkskraft, den das 16. und 17. Jahrhundert uns so lange bieten, bis endlich die starke Hand des Brandenburgers die Kräfte des Ostseekreises wieder zum Einsatz nach Osten weist!

Das alte Deutsche Reich stand dabei dem Niedersächsischen als solchen nicht fremd gegenüber. Einer der zehn Kreise des alten und nun so hinfällig gewordenen Reiches war der „Niedersächsische Kreis“ gewesen, zu dem (er hat noch bis 1806 existiert) die Bistümer Magdeburg und Bremen, Halberstadt und Hildesheim, Lübeck, Rastenburg und Schwerin und endlich die welfischen Fürstentümer Braunschweig-Lüneburg, Göttingen-Grubenhagen mit Calenberg und Wolfenbüttel, dazu die mecklenburgischen und holstein-gottorpischen Herzogtümer einschließlich Lauenburg und nicht zuletzt die freien Reichsstädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Goslar, Nordhausen und sogar Mühlhausen gehörten. Die Schwäche des Reiches, das unter den ewigen Zügen nach Süden, unter der fortwährenden Zunahme der katholischen Einflüsse, die ja nicht nur von Rom, sondern politisch ebensosehr von Habsburg kamen, nahezu ausgeblutet war, wußte seit dem Niederbruch von Orden und Hanse mit diesem sinnvoll gegliederten niedersächsischen Kreis, mit dieser Erbmasse des Löwens nicht viel mehr anzufangen. So zerfiel das, was eine alte kraftvolle Einheit gewesen war, vorerst in ein buntscheckiges Teilungsbild auf der damals so kläglichen deutschen Landkarte und die Niedersachsen, soweit sie noch Aktivität in sich fühlten, gingen zu Tausenden über die Grenze, wenn nicht in den Heeren ihrer großen abenteuernden Grafen, dann auf eigene Faust als Handwerker, Banern und Siedler.

Im 17. Jahrhundert finden wir deshalb, wenn auch vereinzelt, wieder niedersächsische Siedler in Polen, im späteren Preussisch-Posen, finden ihren ungeordneten Zug in den Karpathen, aber auch schon im Zusammenhang mit den Entdeckungen der neuen Weltteile über See, wie sie dann später über alle Meere durch ganz Amerika und bis ans Kap gegangen sind. Dem niedersächsischen Menschen hat noch zu allen Zeiten ein Schuß

unternehmenden seefahrenden Geistes im Blut gelegen. Er ist bis in die Gegenwart hin immer wieder in hellen Scharen ausgewandert. Es ist unglaublich, wie viele beste deutsche Volkskraft durch diese unorganischen Auswanderungen verloren ging, während die große Aufgabe im Osten diese Menschen nicht nur hätte brauchen, sondern durch ihre Ansiedlung auch das Reich als Macht und Idee hätte stärken können. Die niedersächsischen Ostmission und die falsche überholte liberale Ideologie des „in die Ferne hinauswandernden Deutschlands, dessen Zukunft auf dem Wasser liegt“, sind untrennbare Gegensätze. Niedersachsen kann sich als Erbe wie als Aufgabe, als Idee wie als Realität immer nur aus seiner östlichen Sendung erfüllen.

Dieses Gesetz hat niemand klarer erkannt, als die großen Könige, die Preußen großgezogen haben: Friedrich Wilhelm und Friedrich. Vier preussische Könige heirateten welfische Frauen. Niedersächsischer und preussischer Adel kamen miteinander in denkbar engen Kontakt. Unter Friedrich Wilhelm I. kam es zu einer allerdings später wieder gelösten hannoversch-preussischen Allianz, unter Friedrich dem Großen bekanntlich zu dem preussisch-hannoversch-englischen Bündnis, das während des Siebenjährigen Krieges ganz entscheidend zum Durchhalten Preußens beigetragen hat, selbst wenn es gegen Ende des Feldzuges von England her preisgegeben wurde, um dann 1788 durch Herzberg abermals vertraglich festgelegt zu werden. Die ganze Geschichte der preussischen Monarchie ist mit niedersächsischen Adelsgeschlechtern durchsetzt gewesen, die nicht anders wie zur Ordenszeit ihre Aufgabe im preussischen Osten sahen. Wir brauchen nur an die Schulenburgs zu erinnern, die Friedrich dem Großen und seinem Vater einige der berühmtesten preussischen Generäle gestellt haben, an die Knessebecks, aus denen der berühmte Karl Friedrich Knessebeck, Generaladjutant Friedrich Wilhelms III., hervorging, der 1812 Alexander I. den historischen Ratschlag gab, die französischen Truppen der russischen Weite und dem russischen Winter zu überlassen, an die Hardenbergs, aus deren Reihe der allerdings in seinen preussischen Qualitäten höchst ansehbare Staatskanzler hervorgegangen ist, an die aus Holstein kommenden Ahlefeldts, deren Namen durch Elise Ahlefeldt für immer mit Lügnow und dem Mythos seiner wilden verwegenen Jagd zusammengeknüpft wird, an die Bernstorffs und Stolbergs, die der preussischen Außenpolitik einige ihrer besten Köpfe lieferten, an die Hammersteins, Wangenheim und viele andere mehr.

Dieser fortwährende niedersächsischen Bluteinschuß in den preußischen Rassenprozeß und seine östliche Staatsformung sollte erst eine entscheidende Unterbrechung erfahren, als Preußen im Zeitalter des Nationalliberalismus seinerseits den niedersächsischen Raum wie ein Kolonialland annektierte und nun dort seine preußischen Kräfte verausgabte — während doch gerade damals der Zusammenhang und Zusammenklang von preußischer und niedersächsischer Kolonisationsfähigkeit für die große Aufgabe im Osten notwendiger war, als jemals sonst.

Dadurch ist fast zwei Menschenalter hindurch der preußische Staat um das wertvollste Menschenmaterial gekommen, das er an sich, nach Grundlage und Tradition, für seinen neuen deutschen Reichsgedanken hätte beanspruchen können. Es kann und soll nicht unsere Aufgabe sein, im Rahmen dieser Untersuchung noch einmal in alle Widerstände und Gegensätzlichkeiten des Kampfes einzutreten, die diese unglückliche falsche preußische Front nach Westen damals aufgerollt hat. Ein Gutes hat sie gehabt: der niederdeutsche Mensch kam auf diese Art nicht nur mit dem ganzen Reichsgebiet in Berührung, sondern er blieb dadurch am wachsten und seine Kritik blieb die unberührteste in dem so vielfältig verwirrenden Wesen der neuen Entwicklungen des zweiten Reiches. Die Verbindung von Kritik und Positivismus, von Abenteuerlust und Verantwortung, von Revolutionärem und Konservativem, ist, wesentlich infolge der Weite, die der geschichtliche Lebenslauf für die gesamte niederdeutsche Rasse bedingt hat, noch zu allen Zeiten ihr entscheidendes Kennzeichen gewesen.

*

Am weitesten ist dieser Zusammenhang von Kritischem und Verantwortlichem, von Weltpolitischem und Bodenständigem, von Niederdeutschem und Preußischem wohl in Schleswig-Holstein ausgeprägt und durchgebildet worden. Diese Landschaft, durch ihre Lage wie durch ihre Geschichte, in einer Weise für außenpolitische Empfindung geschult, wie außer Ostpreußen kein zweiter Kräfteraum des Reiches, sah von ihrer Höhe, von ihrer unwindeten und freieren Lage aus das Niedersächsische ja bereits in den größeren und weiter greifenden Zusammenhängen des Nordischen und das Preussische bereits in dem weitergreifenden Zusammenhang des Ostens als Zusammenfassung der Gesamträume des Nahen Ostens, die alle miteinander zum Ostseekräftefeld gehören.

Während Hannover im beginnenden 18. Jahrhundert seine Tendenz nach Westen herübernahm, während dort die großen Minister Franz von Platen und Johann Hartwig von Bernstorff den ebenso phantastischen wie

kühnen und im letzten Ende doch unwirklichen Gedanken dachten, Niedersachsen zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu machen, das sie über England beherrschen wollten, entstanden in Gottorp Ideen, die nicht minder großartig, aber realer waren. 1761 bestieg Herzog Peter von Holstein Gottorp, der — wie man ihn genannt hat — „entscheidende Bewunderer Friedrichs des Großen“, den russischen Thron als Peter III. Und wenn er auch nur ein Jahr regierte, so blieb doch das Haus Holstein Gottorp in der russischen Macht erhalten. Seither ist die Notwendigkeit einer nordisch-preussisch-östlichen Politik, einer Politik, die, von der Ostsee ausgehend, den Nahen Osten gewinnen und vom Nahen Osten aus die Entscheidungen gegen den Westen und das Mittelmeer nehmen sollte, immer gerade von Schleswig-Holstein aus mit besonderer Schärfe gesehen. Ihre personifizierte Vollendung hat diese Politik leider erst nach dem Weltkrieg in dem großen schleswig-holsteinischen Botschafter Graf Brockdorff-Rantzau bekommen. Aber was Rantzau wollte, dachte und handelte, ist dann durch Epigonen oft wieder in Frage gestellt, die aus einer elastischen Idee ein starres Dogma machen wollten.

So greifen Niedersachsen und der Osten denn fortwährend ineinander über. Wir können sagen, daß in der Nordwestecke Deutschlands das Quellgebiet des Reiches zu sehen ist, dessen größte Kräftesammlung und Aufgabe noch stets im Osten und an der alten Basis des Ostseekreises gelegen hat. Was von Schleswig-Holstein aus wegen der besonderen Lage der Landschaft so auffällig deutlich in Erscheinung trat: dieser unabwendbare und schicksalhafte Trieb in den Osten, das ist von den übrigen Gegenden des niedersächsischen Raumes her in vielleicht weniger auffälliger, aber kaum weniger nachhaltiger Wirkung ebenfalls in Erscheinung getreten.

*

Wir haben ja gesehen, wie stark gerade im lutherischen Protestantismus der niederdeutsche Mensch seine Rolle gespielt hat. Wir haben während des 18. Jahrhunderts erlebt, wie niederdeutsche Truppen unter dem Braunschweiger gegen Frankreich und für das östliche Preußen gekämpft haben. Und während des 19. Jahrhunderts hat der niederdeutsche Mensch, wir brauchen zunächst nur einmal an Scharnhorst zu denken, der ein Bauernsohn aus dem Bückeburgischen war, an Hardenberg, der aus Südhannover kam, an Stein, der freilich blutsmäßig die Grenze niedersächsischer Herkunft vielleicht überschreitet, wennschon er mindestens ein halber Westfale war, an Blücher, der ebenso wie später

Moltke aus dem niederdeutschen Mecklenburg kam, — seine entscheidende Rolle im preussischen Schicksal unvermindert weiter durchgeführt. Übrigens stand auch Bismarck selbst dem niederdeutschen Kulturkreis näher, als man im allgemeinen annimmt, einmal durch die Herkunft der Bismarcks aus dem Utmärkischen, dann aber auch durch seine Mutter, die geborene Mencken, denn die Menckens sind eine alte Gelehrtenfamilie aus der während des Mittelalters weltbekannten niederdeutschen Landesuniversität Helmstedt. Berücksichtigen wir endlich noch, wie stark das alte Königreich Hannover, vor allem unter dem König Ernst August, der sein halbes Leben in Preußen zugebracht hat, seinerseits preussische Prinzipien übernahm, so können wir wiederum von dem alten Wechselvorgang zwischen Preussischem und Niederdeutschem auch für das 19. Jahrhundert sprechen. Denn es war keineswegs so, daß nun etwa das Niederdeutsche nur das gebende und das junge Preussische nur das nehmende Element gewesen ist. Wer sich nach Preußen hineinbegab, hat dabei noch stets eine Bereicherung erfahren. Das gilt für den Einzelnen so gut wie für ganze Landschaften.

Es wird immer eine der wesentlichsten Aufgaben des 20. Jahrhunderts bleiben, diesen Jahrhunderte alten Wechselvorgang der großen norddeutschen Ebene mit voller Kraft zur Geltung zu bringen. Und so wenig das niederdeutsche Element in der verflachenden Epoche des Wilhelminismus zu bedeuten hatte, so wenig es in den liberalistischen und halbmarxistischen Zeitaläufen der Nachkriegszeit eine entscheidende Rolle spielen konnte, so stark prägt es sich jetzt wiederum durch den Nationalsozialismus aus. Wir brauchen nur daran zu denken, wie sehr der Führer selbst den niederdeutschen Menschen in führende Stellungen gebracht hat. Wir können vor allem auch daran denken, wie stark durch die niederdeutschen Gauleiter, von denen ein guter Teil aus bäuerlichem Blut stammt, die alten Grundlagen Niedersachsens politisch fortentwickelt sind und wir werden begreifen müssen, daß der Höhepunkt der niedersächsischen Einflußnahme auf das östlich gerichtete Reich erst heute gegeben ist. Und hier ist es wiederum sehr viel mehr als ein Zufall, daß der Reichsleiter, der sich zum erstenmal offen und deutlich für den niederdeutschen Gedanken aussprach, der offen und deutlich und weithin hörbar Widukind und Heinrich den Löwen als die Richsmänner der deutschen Geschichte ausgab, daß Alfred Rosenberg nicht im eigentlichen Niedersachsen, sondern in der baltischen Landschaft des Ostseekreises beheimatet ist. Wer die niederdeutsche Frage

mit voller Schärfe erkennen, wer das Reich blutmäßig von seinem Urquell in der alten Nordwestecke her erfassen will, der muß in den Osten gehen, der muß im Osten erleben, wie sehr das Niedersächsische sich dort auf dem alten Kolonisationsboden unmittelbar in die Reichsidee umsetzt.

Für uns ist das Reich niemals und nirgends so deutlich ausgesprochen wie im niedersächsischen Raum und der ganzen Fülle seiner Ausstrahlungen in die östliche Welt. Wir lehnen es ab, Niedersachsenthum nur als einen speziellen auf sich selbst bezogenen Prozeß zu sehen. Wir lehnen es erst recht ab, das Niederdeutsche als solches wertvoller zu nehmen, wie irgend einen anderen deutschen Kulturkreis. Denn Deutschland ist nur aus der Summe all seiner Kulturkreise denkbar. Und es mag dem Verfasser dieser Schrift gestattet sein, an dieser Stelle sich selbst aus seinem Buche „Landschaftliche Politik“ zu zitieren:

„Seit Jahrhunderten geht der Vielgestaltigkeit der deutschen Kunst und der deutschen Geschichte eine entsprechende Vielgestaltigkeit der deutschen politischen Entwicklung parallel. . . So ist zwischen Sprache und Kunststil, zwischen bäuerlicher Wirtschaftsform und Seefahrerゲsinnung der niedersächsische Kulturkreis entstanden und er ist am Ende unseres durch zwei Menschenalter gehenden Versuches zu einer industriellen und zentralistischen Reichseinrichtung nur um so mächtiger geworden.

So ist der preußische Kulturkreis auf der Grundlage seines Assimilierungsprinzips, auf der Grundlage von Kolonisation im Stil des Ritterordens und Kantischer und Hegelscher Philosophie, auf der Grundlage seiner Monarchie und seiner General-landschaften, seiner Landwirtschaft und seines Militärs gewachsen und geworden und die östliche Richtung in ihm hat sich gleichermaßen gegen eine sinnlose Politik der eigenen Krone wie gegen die Klassenherrschaft der äußerlich und innerlich geistig und politisch Ungekrönten behaupten können.

Der rheinische Kulturkreis hat sich auf die Dauer stärker erwiesen als alle in ihn hineingebrachten Eroberungsversuche von französischer und großpreussischer Seite, wobei zu bemerken ist, daß das Großpreussische und das Preussische die größten Gegensätze sind, die sich denken lassen.

Und der bayrische Kulturkreis, ein Wort, das vielleicht etwas mehr in politischen als in kulturellen Entwicklungen

begründet ist, wird auf die Dauer nicht davon abzubringen sein, eines Tages in eine Synthese mit dem österreichischen Kulturkreis einzumünden.

Wie Deutschland sich auf die Dauer behaupten wird, wissen wir nicht, aber Deutschland wird völkisch und zugleich landschaftlich sein, oder es wird nicht sein!"

*

Früher einmal mag es bizarre Menschen gegeben haben, die landschaftliche Politik als einen Gang zur Vereinzelung, zur Heimattümelei begriffen. Heute bringt der Nationalsozialismus es schon durch seine ins Weite strebende und doch aus Heimatboden kommende Kraft mit sich, daß die landschaftliche Politik in großen Horizonten begriffen wird. Heute erleben wir Niedersachsen als Ganzes und doch nur als Fundament eines noch Größeren. Wir wissen wieder und haben auch schon den Stolz auf dieses Wissen — daß der niedersächsische Volksstamm bereits an der Zuidersee seinen Anfang hat, daß er von da über das bergische Land, den Reinhardswald, Südniedersachsen, das Eichsfeld, den Harz und die Altmark zur mecklenburgischen Mürzig und von dort über das Oberhaff bis Pommern greift, um nach Norden und nach Nordwesten sich an die Friesen und Angeln zu ergänzen. Wir wissen auch, daß die niederdeutsche Stammesgruppe, die gemeinsam von Niedersachsen, Friesen, Ostniederdeutschen und Niederfranken gebildet wird, noch wesentlich weiter reicht. Es kann uns hier nicht darauf ankommen, auch nur ein Wort über die territorialen Grenzen zu sagen, die Niedersachsen als Landschaft in der neuen Gliederung des deutschen Reiches finden wird. Es kann und muß uns genügen, zu wissen, daß der Führer, der wie kaum ein anderer vor ihm die niederdeutschen Kräfte aus der Summe ihrer Geschichte heraus zu neuem Leben wachrief und sie nach Osten ausrichtete, die Bildung einer Landschaft Niedersachsen beschlossen hat, deren Gestaltung im einzelnen seine ureigenste Sache ist. Bisher gingen die Meinungen über die territoriale Begrenzung des niedersächsischen Raums sehr auseinander. Und es mag uns hier nur als Anmerkung gelten, wenn die „Historische Kommission für Niedersachsen“ den gegebenen Raum dieser Landschaft mit den Territorien von Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Lippe und der Freien Stadt Bremen, also ohne die Altmark, zu unreißen suchte.

Unsere Aufgabe kann es nicht sein, über Niedersachsen als Territorium zu sprechen. Unsere Aufgabe kann es nur

sein, Niedersachsen um unseres östlich ausgerichteten Reiches willen als gestaltende Kraft in jedem einzelnen von uns selbst deutlich zu machen. Der alte ehrwürdige weiße Schimmel soll uns gewiß nicht zum Steckenpferd werden. Wir denken zwischen Niedersachsen und Preußen das Reich, das, wie der „Ostseekreis“ es formuliert hat, „mitten in seinen Auseinandersetzungen steht, in der Entscheidung des Ostseekreises gegen das Mittelmeer. Nur aus der Summe der Geschichte, die uns der Ostseekreis überliefert, können wir die Sprache verstehen, die er zu uns spricht. Aber wir dürfen nicht bei den in Zahlen und Namen erfassbaren konkreten Tatsachen unserer Geschichte stehen bleiben, wenn auch uns die Jahreszahlen in dieser hohen und nordischen Luft seltsam klangvoll, auch wenn uns die Namen unter diesem selbst in den Nächten helleren Himmel ergreifend berühren. Wir müssen immer und zu jeder Stunde neben der nordisch-östlichen Geschichte des Reiches zugleich auch ihren Mythos sehen“.

Die lange und mächtige Reihe niederdeutscher Gestalter im östlichen deutschen Staatsbild, die bis auf die heutige Gegenwart hin durch das niederdeutsche Schrifttum, durch den niederdeutschen Stil, aus dem dann der preußische Stil gewachsen ist, ergänzt, erweitert und vollendet wurde, stellt uns also von ihrem Mythos her mitten in die Aufgaben der vollen gegenwärtigen nationalsozialistischen Realität. Niedersachsen als alte Kernlandschaft des Reiches ist keine Reminiszenz, sondern eine Verpflichtung. Wie es von Preußen nicht auseinanderzudenken ist, so muß es, genau wie das viel verbilligte Wörtchen „Preußen“, gegen jede Verallgemeinerung und Verflachung in Schutz genommen werden.

Je mehr wir, und gerade wir Jungen, aus der Geschichte lernen, desto stärker haben wir uns vor Parolen zu hüten, die zu leicht und zu leichtfertig ausgesprochen werden. Wir handeln nur im Sinne unseres Führers, wenn wir uns hüten, mit den schweren Grundbegriffen unserer Geschichte und unseres Schicksals zu sorglos zu hantieren. Und so gilt auch für die Geltendmachung Niedersachsens und seiner östlichen Mission das gute alte hantische Wort: „es ist woll licht, dat Fähnlein an den Mast tau setten, aver swor, dat in Ehren wedder aftaunehmen!“



Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	5
Die Idee des Nord- und Ostlandes	7
Die Außenpolitik des deutschen Ritterordens	17
Hochmeister Michael Küchenmeister	33
Das Lutherische Werk im Osten	50
Barock auf preußisch	59
Der königlich preußische Ordensstaat	71
Ostpreußen als Vorposten des Reiches	93
Niedersachsen, der Osten und das Reich	110

„Von den einzelnen Kapiteln dieses Buches ist das einleitende Kapitel über »die Idee des Nordens und des Ostens« bereits in den N.O.-Monatsheften der Reichsleitung erschienen. Die »Außenpolitik des Ritterordens« ist in einer Zeitschrift der H.J. veröffentlicht. »Das Lutherische Werk« erschien vor einiger Zeit als Sonderdruck des Evangelischen Bundes. Die Arbeit über »Friedrich Wilhelm I.« wurde von der Zeitschrift des Reichsnährstandes »Odal« herausgebracht.“

Vom Verfasser sind bisher folgende politischen Bücher erschienen:

Der Ostseekreis

(Die Revolutionen der Geschichte des nordischen Meeres) mit einem Vorwort des Reichsgeschäftsführers der Nordischen Gesellschaft Dr. Ernst Limm und mit einer farbigen Umschlagszeichnung von Alfred Mahlau. 175 Seiten. Preis in Leinen RM 3.50.

Verlag Charles Coleman. Lübeck 1934.

Landschaftliche Politik

Die Darstellung der deutschen und zumal der norddeutschen Räume von der Landschaft her, eine umfassende, weit über bloße Reichsreformgesichtspunkte hinausgreifende Gesamtschau der deutschen geschichtlichen Politik. Steifkart. 230 Seiten mit farbiger Umschlagszeichnung RM 3.80.

Verlag Wilhelm Gottlieb Korn. Breslau 1933.

Im Herbst 1935 erscheint im Schlieffen-Verlag, Berlin:

Sieben Preußen als Bahnbrecher des deutschen Gedankens

Gr. 8°, etwa 400 Seiten, illustriert, Ganzleinen RM 8.50.

Das geschichtliche deutsche Zeitbild von 1640 bis 1890 unter einheitlichem Gesichtspunkt in ununterbrochenem Ablauf gestaltet.

Der Große Kurfürst als preußischer Staatsmann / Friedrich Wilhelm I. König in Preußen, Statthalter und Aiminant Gottes auf Erden / Ewald Friedrich von Herzberg, der Außenpolitiker des friderizianischen Preußen / Hans David Ludwig York, Royalist und Frondeur, Legitimist und Revolutionär / Ernst August von Hannover, König und Sozialist, Aristokrat und Rebell / Bodenständigkeit und Weltpolitik von Luther bis Bismarck, Studie über den Staatsmann aus Schönhagen / Hans Lothar von Schreinitz, königlich preußischer General und Botschafter des Ostens.

Schlieffen-Bücherei „Geist von Potsdam“

Herausgeber: Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer
in Gemeinschaft mit Graf Wilhelm von Schlieffen

Band 1: Siegfried von der Trenck: Volk und Führer. Deutsche Sonette. Gr. 8^o, kart. RM 1.80, Lwd. RM 3.—

„Trenck bringt in meisterhafter sprachlicher Gestaltung die Persönlichkeit Adolf Hitlers dem deutschen Volk nahe. ... Das Volk soll es lesen und aus ihm seinen Führer bis ins innerste verstehen lernen.“ (Chemnitzer Zeitung.)

Band 2: Friedrich von Boetticher: Graf Alfred Schlieffen. Sein Werden und Wirken, illustriert. Gr. 8^o, kart. RM 2.—, Lwd. RM 3.—

„... besonderes Gepräge dadurch, daß sie nicht nur der militärischen Bedeutung des Grafen Schlieffen gerecht wird, sondern auch seine menschliche Größe, sein Gottvertrauen, seine Bescheidenheit in helles Licht setzt.“ (Deutscher Offiziersbund.)

Band 3: Carl Lange: Der Kronprinz. Gr. 8^o, 16 ganzseitige Bilder. Kart. RM 3.50, Lwd. RM 4.80

„Sein Bekenntnis zum neuen Deutschland entspricht seiner Gesamteinstellung. Auch hier erleben wir echt preussische und echt potsdamsche Disziplin des Vergichts zum Wohle des Ganzen.“ (Der deutsche Polizeibeamte.)

Band 4: Wilhelm von Schramm: Neubau des deutschen Theaters. Gr. 8^o, kart. RM 2.50

Band 5: Carl Lange: Das leuchtende Schlachtenrelief von Tannenberg. Gr. 8^o, kartoniert RM 0,85

Mit einem eindrucksvollen Geleitwort von Generalfeldmarschall von Mackensen, in dem dieser Mantaus Werk als Meisterwerk deutscher Erfindungsgabe und Ehrenmal eindrucksvollster Eigenart für die Feldherrnkunst bezeichnet.

Band 6: Rudolf Berthold. Sieger in 44 Luftschlachten, erschlagen im Bruderkampf um Deutschlands Freiheit. Von Ludwig F. Gengler. Gr. 8^o, 21 ganzseitige Bildtafeln, kart. RM 3.—, Lwd. RM 3.80

Reichsminister Göring schreibt in seinem Geleitwort: „Deutsche Jungmänner, deutsche Flieger und Soldaten, Euch allen zeigt Berthold, was fliegen und siegen, kämpfen und sterben fürs Vaterland heißt!“ Möge das Berthold-Buch in dieser Richtung eine Geisteswaffe jedes Deutschen werden!

Band 7: Deutsche Kultur im neuen Reich. Wesen, Aufgabe, Ziel der Reichskulturkammer. Unter Mitarbeit der Präsidenten und Präsidialratsmitglieder der sieben Kammern, herausgegeben von Ernst Adolf Dreyer. Gr. 8^o, 8 Bildtafeln. Kart. RM 3.20, Lwd. RM 4.—

Da jeder Deutsche mit dem geistigen, dem kulturellen Schicksal seiner Nation untöschlich verbunden ist, bedeutet dieser Führer ein für jeden verständliches Volksbuch deutschen Kultur-Neubaues von authentischem Charakter.

Band 8: Die Zoppoter Waldoper. Ein Weg zum neuen deutschen Theater. Im amtlichen Auftrage herausgegeben von Friedrich Albert Meyer. Groß-Format 26×21 cm, 35 Bilder auf 15 Kunstdrucktafeln und im Text. Kart. RM 2.—, Lwd. RM 4.—

In dem Ringen um den Weg zum neuen deutschen Theater nimmt die seit 25 Jahren bestehende Waldoper die führende Stellung ein. Die Entwicklung zur Wagnerfestspielstätte und eines neuen Stils für die Wagnerkunst auf der Naturbühne ist anschaulich dargestellt.



Schlieffen = Bücherei „Geist von Potsdam“

Herausgeber: Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer
in Gemeinschaft mit Graf Wilhelm von Schlieffen

Band 1: Siegfried von der Trenck: Volk und Führer. Deutsche Sonette.
Gr. 8^o, kart. RM 1.80, Lwd. RM 3.—

„Trenck bringt in meisterhafter sprachlicher Gestaltung die Persönlichkeit Adolf Hitlers dem deutschen Volk nahe. . . . Das Volk soll es lesen und aus ihm seinen Führer bis ins innerste verstehen lernen.“
(Chemnitzer Tageszeitung.)

Band 2: Friedrich von Boetticher: Graf Alfred Schlieffen. Sein Werden und Wirken, illustriert. Gr. 8^o, kart. RM 2.—, Lwd. RM 3.—

„ . . . besonderes Gepräge dadurch, daß sie nicht nur der militärischen Bedeutung des Grafen Schlieffen gerecht wird, sondern auch seine menschliche Größe, sein Gottvertrauen, seine Bescheidenheit in helles Licht setzt.“
(Deutscher Offizierbund.)

Band 3: Carl Lange: Der Kronprinz. Gr. 8^o, 16 ganzseitige Bilder. Kart. RM 3.50, Lwd. RM 4.80

„Sein Bekenntnis zum neuen Deutschland entspricht seiner Gesamteinstellung. Auch hier erleben wir echt preussische und echt potsdamsche Disziplin des Verzehs zum Wohle des Ganzen.“
(Der deutsche Polizeibeamte.)

Band 4: Wilhelm von Schramm: Neubau des deutschen Theaters. Gr. 8^o, kart. RM 2.50

Band 5: Carl Lange: Das leuchtende Schlachtenrelief von Tannenberg. Gr. 8^o, kartoniert RM 0.85

Mit einem eindrucksvollen Geleitwort von Generalfeldmarschall von Mackensen, in dem dieser Mantaus Werk als Meisterwerk deutscher Erfindungsgabe und Ehrenmal eindrucksvollster Eigenart für die Feldherrnkunst bezeichnet.

Band 6: Rudolf Berthold. Sieger in 44 Luftschlachten, erschlagen im Bruderkampf um Deutschlands Freiheit. Von Ludwig F. Gengler. Gr. 8^o, 24 ganzseitige Bildtafeln, kart. RM 3.—, Lwd. RM 3.80

Gutachten der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums (21. 1. 35):

„Dieses Buch vom deutschen Helden Rudolf Berthold, von seinem fliegerischen Werdegang und seiner Nachkriegsbeschäftigung bis zu seinem Tode für Deutschlands Ehre und Freiheit, kann als ein literarisch besonders wertvolles Erzeugnis nur wärmstens empfohlen werden. Für die deutsche Jugend wird Rudolf Berthold, wie er hier wahrheitsgetreu geschildert ist, immer ein leuchtendes Vorbild sein, auf welches sie sich in Stunden der Not klammern kann.“

Band 7: Deutsche Kultur im Neuen Reich. Wesen, Aufgabe, Ziel der Reichskulturkammer. Unter Mitarbeit der Präsidenten und Präsidialratsmitglieder der sieben Kammern, herausgegeben von Ernst Adolf Dreyer. Gr. 8^o, 8 Bildtafeln. Kart. RM 3.20, Lwd. RM 4.—

Da jeder Deutsche mit dem geistigen, dem kulturellen Schicksal seiner Nation unlöslich verbunden ist, bedeutet dieser Führer ein für jeden verständliches Volksbuch deutschen Kultur-Neubaus von authentischem Charakter.

Band 8: Die Hoppoter Waldoper. Ein Weg zum neuen deutschen Theater. Im amtlichen Auftrage herausgegeben von Friedrich Albert Meyer. Groß-Format 26×21 cm, 35 Bilder auf 15 Kunstdrucktafeln und im Text. Kart. RM 2.—, Lwd. RM 4.—

In dem Ringen um den Weg zum neuen deutschen Theater nimmt die seit 25 Jahren bestehende Waldoper die führende Stellung ein. Die Entwicklung zur Wagnerfestspielstätte und eines neuen Stils für die Wagnerkunst auf der Naturbühne ist anschaulich dargestellt.

WEBER-KROHSE O.

✓

WOJEWODZKA

BIBLIOTEKA PUBLICZNA



ELBLĄG

IV.2.2